Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/nachderrevolutio00mein

Nach der Revolution

Geschichtliche Betrachtungen
über unsere Lage

von

Friedrich Meinecke

München und Berlin 1919
Druck und Verlag von R. Oldenbourg

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Copyright 1919 by R. Oldenbourg, Munich

Inhalt.

Seite

I. Am Vorabend der Revolution 1
II. Die geschichtlichen Ursachen der deutschen Revolution . . 9
III. Der nationale Gedanke im alten und neuen Deutschland 47
IV. Weltgeschichtliche Parallelen unserer Lage 72
V. Ein Gespräch aus dem Herbste 1919 107

1.

Am Vorabend der Revolution.[1])

Die Weltgeschichte wiederholt sich niemals vollständig. Aber sie handelt wie ein großer Komponist, der jeder seiner Melodien einen besonderen unnachahmlichen Sinn gibt und sie doch durch innerste Verwandtschaft miteinander verknüpft und, stufenweise eine nach der andern bildend, sich selbst in seiner inneren Einheit darstellt und entwickelt, — einer Einheit die, weil sie nicht in einem leicht faßlichen Nebeneinander, sondern in einem durch Einschnitte und selbst Klüfte geschiedenen Nacheinander erscheint, letzten Endes geahnt und geglaubt werden muß. Das ist der Trost, den die Geschichte dem Betrachtenden wie dem Handelnden gibt; durch ihn erweckt sie Ahnung und Glauben an eine noch höhere Einheit, an einen tragenden, unzerstörbaren, ewigen geistigen Lebensgrund der Welt. Ein Volk, dem das zu erleben beschieden

[1]) Dieser Aufsatz, in den ersten Novembertagen 1918 geschrieben, war schon für die Sonntagsnummer der Norddeutschen Allg. Zeitung vom 10. November gesetzt, als die Revolution ausbrach und die Zeitung vorübergehend in die Gewalt von Spartacus brachte. Am 20. November konnte er dann in der wiederhergestellten „Deutschen Allg. Zeitung" erscheinen.

ist, was wir jetzt erleben, das durch jähe Klüfte hinunter und wieder hinaufzusteigen getrieben wird, tut gut daran, mit freiestem Blicke auf das Rückwärts wie auf das Vorwärts seiner Entwicklung, dieses Einheitsgefühl seines geschichtlichen Daseins in sich lebendig zu halten und dadurch jenen höheren geistigen Trost zu gewinnen, den im jähen Wandel des Zeitlichen nur der Aufblick zum Ewigen geben kann. Sich und seine Vergangenheit kritisieren, heißt noch nicht sie verleugnen. Und wenn wir die Mängel unseres bisherigen Zustandes aufdecken, werden wir niemals vergessen, daß Mängel und Vorzüge oft wurzelhaft zusammengewachsen sind.

Mancher mag in diesen Tagen an das Unglück von 1807 gedacht haben, wo aus der Niederlage eines alten Staatssystems ein neuer freierer Aufbau des Staates sich erhob. Manches ist in der Tat ähnlich heute und doch vieles wieder anders. Wir haben kein Jena und kein Prenzlau erlebt, sondern Siege über Siege. Mit höchsten Ehren kann das von Bismarck geschaffene Preußen-Deutschland vom Kampfplatz treten und den aussichtslos gewordenen Kampf gegen die Weltübermacht aufgeben. Mit einer ungeheuren Kraftleistung schließt das alte System seine Tage. Aber diese Kraftleistung ist, wenn man genau die Verdienste verteilen will, nicht *ausschließlich* dem alten System zugute zu schreiben. Es steckt in ihm die Leistung eines ganzen Volkes mit all seinen geistigen, wirtschaftlichen, technischen und sonstigen Fähigkeiten, das sich zu Beginn des Krieges entschlossen und rückhaltlos in den Dienst des bisherigen Obrigkeitsstaates stellte —

nicht schlechthin und ausnahmslos in der Absicht, diesen selbst damit zugleich zu stützen und zu konservieren, sondern um das ganz allgemein bedrohte Dasein der Nation zu verteidigen. Historisch gesehen, war also der alte Obrigkeitsstaat schon im Bunde mit dem neuen damals keimhaften, jetzt aus der Knospe gebrochenen Volksstaate, als der Krieg begann. Und wenn man ganz gerecht sein will, so muß man zugeben, daß sie einer dem anderen Dank schuldig waren für das, was sie durch den Bund miteinander zu leisten vermochten. Der alte Obrigkeitsstaat lieferte den festen Rahmen, der neue werdende Volksstaat den lebendigen Inhalt dieser Leistung. Schon in dieser Erkenntnis liegt etwas Versöhnendes, etwas, was hinüberleiten kann aus der alten in die neue Zeit.

Darin also war das von Bismarck organisierte Preußen-Deutschland von 1914 dem von Friedrich dem Großen organisierten Preußen von 1806 voraus, daß es von vornherein bündnisfähiger war für die neuen Kräfte des Volkslebens, und dieses Volksleben selber war ja auch dynamisch ungleich stärker und reicher entwickelt wie das enge, noch halbmittelalterlich gebundene Dasein vor 1806. Diese größere Bündnisfähigkeit aber hatte das Bismarcksche System seiner größeren Weitherzigkeit zu verdanken, seinen liberalen und demokratischen Konzessionen, seiner Sozialreform und überhaupt seinem Schritthalten mit gewissen modernen Bedürfnissen und Entwicklungen. Es hat dem Geiste des ihn umgebenden und des kommenden Jahrhunderts sich eben von vornherein besser angepaßt und anpassen können, als dies Friedrich der Große mit dem

überaus beschränkten und spröden Material seiner Zeit und seines Staates zu tun vermochte. Dennoch mußte auch dem Bismarckschen Werke einmal der Tag der Götterdämmerung kommen, mußten die Mängel, die ihm anhafteten, so evident und empfindlich werden, daß es nicht mehr zu halten war, daß neue Formen der Volkszusammenfassung es ablösen mußten. Diesen Moment haben wir eben vor unseren Augen erlebt. Es war der Moment der stärksten Belastung, als unsere Bundesgenossen zusammenbrachen und unsere eigene Kraft nun nicht mehr imstande war, nach so viel Pyrrhossiegen auch den entscheidenden Endsieg zu erzwingen. Jetzt in dieser Not kam es darauf an, die höchste nationale Konzentration von Staat und Volk herzustellen und sie war nur herzustellen durch die höchste, überhaupt mögliche Einheit von Staat und Volk, durch den Volksstaat, nicht mehr durch den Obrigkeitsstaat, und mochte dieser durch Bismarck noch so klug und populär angelegt sein. Bismarcks Werk war für seine Zeit ein Wunderwerk von Zusammenfassung staatlicher und nationaler, alter und neuer geschichtlicher Kräfte, aber es fehlte ihm, weil es in seiner Spitze Obrigkeitsstaat blieb, die letzte und höchste Möglichkeit innerer nationaler Kohärenz, — es war ein verborgener Riß in ihm, und diesen Riß hat Bismarck selbst noch erweitert durch die falsche Taktik seines Kampfes gegen die Sozialdemokratie, durch die Abtreibung der Massen vom Staate. Er hat die Massenkräfte des modernen Sozial- und Wirtschaftslebens, die er in dem von ihm geschaffenen Reiche entwickeln half, falsch eingeschätzt und behandelt. Er mußte

sich sagen, daß allein schon der moderne Krieg um die Existenz, den er doch scharfsichtig voraussah, eine andere Struktur des Staates einmal erfordern werde als diejenige, die er ihm gab und ließ. Er mußte sich sagen, daß der moderne Krieg geradezu automatisch zur Demokratie hindrängt, weil man mit Massenheeren — den kämpfenden, wie den in der Werkstatt für den Krieg arbeitenden — nicht auf die Dauer Krieg führen kann, wenn man nicht auch auf die Dauer mit den Massen Politik treibt. Der moderne Volkskrieg führt mit notwendiger, unerbittlicher Konsequenz zum Volksstaat. Zu seiner Entschuldigung und teilweisen Rechtfertigung muß man freilich gleich geltend machen, daß es ihm als ein ungeheures Wagnis und als ein unverzeihlicher Leichtsinn erschienen wäre, den festen und bewährten Rahmen des preußisch-deutschen Heerwesens, der so eng mit dem Obrigkeitsstaat verwachsen war, preiszugeben für das noch unbewährte Milizheer, das die Demokratie forderte. Gewiß, er hätte trotzdem, wenn er ganz weit schauen wollte, die Einlässe für die demokratischen Zukunftskräfte weiter anlegen müssen, um langsam, allmählich, organisch den Staat auf die neue Basis hinüberwachsen lassen zu können. Aber er stand doch insgesamt vor einem jener tragischen Scheidewege in der Geschichte, wo man das bewährte Alte dem unbewährten Neuen vorzieht, aber freilich damit Gefahr läuft, plötzlich einmal an die Grenze seiner Leistungs- und Lebensfähigkeit zu gelangen.

Und so haben wir denn in diesem Kriege kurz nacheinander die höchste Höhe und die Grenze dieser Leistungs-

fähigkeit des bisherigen preußisch-deutschen Militärstaates erlebt. In diesen 6 Monaten vom Frühjahr bis zum Herbst 1918 drängte sich alles dramatisch zusammen, und an Ludendorffs Namen knüpfte sich unser Schicksal. Eine mächtige militärische Energie, aufgebaut und genährt von den Kräften des alten Preußen-Deutschland, erhob sich zu grandiosen Entwürfen und Taten, um den ersehnten „Siegfrieden" zu erzwingen, umfaßte zugleich auch die Welt des von ihr bezwungenen Ostens, um hier politische Protektorate und Abhängigkeiten zu schaffen, überwuchs dabei durch ihre Macht auch die politische Reichsleitung und hemmte die von dieser begonnene Demokratisierung. Denn, so hieß es damals, während der Offensive im Westen sei eine Auflösung des Abgeordnetenhauses — dieses einzige Mittel, um damals rasch die preußische Wahlreform durchzusetzen — nicht rätlich. Aber dieses ganze System machtpolitischer Ziele, Absichten und Wünsche versagte dann plötzlich, weil es jenen Riß ignorierte, der seit Bismarck im Reichsorganismus war, weil es die Notwendigkeit machtpolitischer Bescheidung und innerpolitischen Umbaus verkannte, weil es nicht merkte, daß inmitten und umflutet von einer ganz demokratisierten Welt ein mitteleuropäischer Machtbereich von militärischer und undemokratischer Struktur sich unmöglich lange konservieren konnte. Ebensowenig wie sich das friderizianische Preußen inmitten der durch die französische Revolution verwandelten Welt erhalten konnte, vermochte sich das durch Bismarck zwar weitergebildete und modernisierte, aber nicht durchgreifend genug modernisierte Preußen-Deutschland ein-

zukapseln und abzuschließen gegen die übrige ringsum und in seinen eigenen Volkstiefen verwandelte Welt. Ob der jähe Absturz dieses Systems hätte vermieden werden können? Ob eine friedliche allmähliche Umbildung und Modernisierung im Laufe der letzten Jahrzehnte durch weitschauende, weise und starke Staatsmänner möglich gewesen wäre? Man hat dieselbe Frage auch an das alte Preußen von 1806 gerichtet, und die Forscher streiten sich noch heute darüber, wie sie für dieses zu beantworten sei, ähnlich wie sie sich auch über die Frage streiten, ob das ancien régime Frankreichs vor 1789 nur durch eine Revolution oder auch durch eine ruhigere Reform zu überwinden gewesen wäre.

Aber letzte theoretische Probleme dieser Art für unsere heutige Lage zu beantworten, ist heute nicht die Stunde. Unser Verfassungswechsel war so wie er erfolgte, nur unter dem Drucke der auswärtigen Lage, dem das alte System nicht mehr gewachsen war, möglich — daß aber sehr entwicklungsfähige, vorwärtsweisende, reformbereite Elemente auch inmitten unseres jetzt geschlossenen ancien régime schon vorhanden waren, beweist die Tatsache, daß unser Verfassungswechsel, der inhaltlich eine ganz ungeheure Revolution darstellt, trotz aller Plötzlichkeit sich doch mit erstaunlicher Ruhe, getragen von der Einsicht und Zustimmung aller gesetzgebenden Faktoren, vollzogen hat und so dem Volke wie eine reife Frucht in den Schoß gefallen ist. Aber nun wird auch alles, alles darauf ankommen, daß das hohe Gut der Staatsautorität, des gesetzlichen Sinnes, der Unterordnung des einzelnen unter das Gemein-

wohl unversehrt aus der alten in die neue Welt Deutschlands übergeht. In unserer alten Welt war es noch zu sehr gebunden gewesen an den Geist des Obrigkeitsstaates, nicht frei genug hervorgegangen aus der Gesinnung der Volksgemeinschaft. Nun ist es die Aufgabe des neuen Volksstaates, die Forderungen der großen deutschen Idealisten und preußischen Reformer vor hundert Jahren zu verwirklichen und bis in die tiefsten Schichten des Volkes jenes Staatsethos zu verbreiten, das aus der sittlichen Freiheit des einzelnen fließt. Wir wissen alle, daß uns jetzt ungeheure Belastungsproben hier bevorstehen.

Der Bolschewismus, die Ideologie der Zerstörung und des Chaos, klopft an die Pforten Deutschlands, und wir haben trüben Bodensatz unter uns, der auf ihn lauert. So wird das deutsche Volk in den nächsten Monaten zu beweisen haben, ob es reif ist zum Volksstaate.

II.

Die geschichtlichen Ursachen der deutschen Revolution.[1]

Durch die Niederlage im Kriege und durch die ihm folgende Revolution hat das deutsche Volk einen heute noch gar nicht übersehbaren Bestand von nationalen Lebensgütern verloren. Aber noch furchtbareres Unglück könnte ihm werden, wenn sein jetziger seelischer Zustand andauern sollte. Seine Willenskräfte, die während des Krieges durch straffe Zusammenfassung und Anspannung das Äußerste geleistet hatten, liegen heute erschlafft am Boden. Ein selbstmörderischer Wahnsinn, der unter uns ausgebrochen ist und hier und dort emporzüngelt, möchte auch das noch zerstören, was uns geblieben ist. Mühsam ringen wir, um das Dasein der nächsten Tage und Wochen zu sichern. Man könnte verzweifeln, wenn man sich nicht klar machte, daß ein solcher Zustand von Kraftlosigkeit nach äußerster, aber vergeblicher Kraftleistung doch wohl eintreten mußte, daß er in hohem Grade schon rein physisch verursacht wurde

[1] Nach einem Ende März d. J. vor holländischen Hörern in Groningen und Delft gehaltenen Vortrage, zuerst veröffentlicht in der Deutschen Rundschau, Mai 1919.

durch die körperliche Ausmergelung der Hungerjahre. Ein solcher Kollaps, wie wir ihn jetzt durchmachen, kann wohl vielleicht, aber muß nicht notwendig den Organismus dauernd ruinieren. Eben dadurch, daß wir die Ursachen und Voraussetzungen unseres Unglücks uns verständlich machen, gewinnen wir den Trost, daß doch viel Einmaliges, Vorübergehendes, Wiederherstellbares in ihm enthalten ist. Wir müssen diese einmaligen Ursachen zu scheiden versuchen von den tiefer liegenden, weiter zurückreichenden, mehr organischen Ursachen. So werden wir denn nun unsere Vergangenheit mit neuen Augen zu prüfen und alle schwachen Stellen, Risse und Sprünge in ihrem Gefüge, die wir bisher übersahen oder nicht genügend beachteten, genauer zu untersuchen haben. „Stirb und werde" ist die Losung, die an uns heute ergeht und uns zur Selbstkritik, zur Scheidung dessen, was wir abzustoßen und was wir treu zu bewahren haben, ermahnt. Nur durch das Medium der reinen geschichtlichen Betrachtung vermögen wir uns von dem dumpfen Drucke des Schicksals, das über uns kam, zu befreien. Ein unverstandenes Unglück macht uns vollends unglücklich. Ein verstandenes Unglück gibt uns nicht nur die Zielklarheit und Festigkeit des Handelns zurück, sondern vermag uns auch „zu reinigen vom erlebten Graus", uns zu erheben in jene ideelle Sphäre, wo alles Selbstische schweigt vor dem Anblick des weltgeschichtlichen Prozesses im großen.

Und man muß weiteste Umschau in der Weltgeschichte halten, um zu verstehen, was bei uns geschehen ist. Wir haben nicht nur den ganzen Gang der deutschen und preu-

ßischen Geschichte zur Erklärung heranzuziehen, sondern auch vergleichbare Schicksale anderer Völker. Da die Revolution die unmittelbare Folge des Zusammenbruchs unserer Macht war, so muß sich die Untersuchung auch auf die Ursachen dieses Zusammenbruchs mit erstrecken. Aber mag man alle diese Erkenntnismittel noch so sorgfältig abtasten und noch so einleuchtend verwerten, — so bleiben doch immer noch Rätsel und dunkle Punkte im Zusammenhang der Ereignisse übrig, die kein Menschenwitz je wird aufhellen können. Denn der Gang der Weltgeschichte läßt sich nun einmal nicht mathematisch beweisen.

Gleich bei der ersten, greifbarsten Ursache der Revolution stößt man auf ein solches Rätsel. Sie war, so sagte ich, die unmittelbare Folge unseres militärischen Zusammenbruchs. Wäre sie auch ohne ihn erfolgt? Schwerlich, denn die Autorität der bisher bei uns herrschenden Gewalten und Einrichtungen, die noch während des Krieges sich als außerordentlich stark erwiesen hat, mußte erst durch den niederschmetternden Eindruck der Niederlage so erschüttert werden, daß die revolutionären Tendenzen freie Bahn bekamen. Aber war denn nun die Niederlage selber ein so unvermeidliches Schicksal für uns, daß die eherne Kette der Ursachen auch sie mit umfassen müßte? Hier beginnt schon der Zweifel. Unsere Niederlage wurde doch wohl erst dann unabwendbar, als das physische Übergewicht unserer Feinde unerträglich wurde durch den Eintritt Amerikas in den Krieg. Wir haben ihn selbst heraufbeschworen durch unseren Entschluß zum radikalen Unterseebootkrieg. Wie völlig anders hätten die Dinge laufen

können ohne ihn. Wir hätten, so darf man wohl vermuten, einen ganz gewiß nicht glänzenden, aber leidlichen Frieden, einen Hubertusburger Frieden, wie er mir, und ich darf wohl sagen, allen Besonnenen der Nation von Kriegsbeginn an als wahrscheinlichstes Ergebnis des Krieges vorschwebte, erkämpfen können. Eine ganz andere Weltkonstellation und ein ganz anderes Deutschland wäre dann aus dem Kriege hervorgegangen. Hier und da hätten die Grenzen Deutschlands und Österreich-Ungarns vielleicht anders gezogen werden müssen, aber Deutschland wäre eine selbständige und durch den Ruhm seiner erfolgreichen Selbstbehauptung im Ansehen gesteigerte Großmacht geblieben, wie es einst Preußen nach dem Siebenjährigen Kriege geblieben ist. Und es hätte seine monarchische Verfassungsform behalten. Mitteleuropa, das jetzt wie nach einer geologischen Erdrevolution das Bild eines eingebrochenen, zusammengesunkenen Gebirges bietet, hätte auch ferner wie bisher emporgeragt, zwar nicht unter den höchsten, aber unter den hohen Gipfeln der Erde.

So lagen also in den Tagen des Januars 1917, als in Berlin der Entschluß zum radikalen Unterseebootkriege gefaßt wurde, recht eigentlich die Geschicke der Welt auf der Wagschale. Dieser Entschluß war unsere sizilische Expedition, sagte mir im Frühjahr 1918 einer unserer Staatsmänner, einer derer, die vergebens gegen ihn angekämpft hatten. Er meinte damit, daß wir durch ihn ähnlich wie einst Athen im Peloponnesischen Kriege unter dem Antriebe des Alcibiades, den Sprung ins Abenteuer gewagt hätten. Wie kam es dazu, daß wir ihn wagten? So muß man doch

wohl fragen, wenn man ganz induktiv und Stufe für Stufe den ursächlichen Zusammenhang, der zur deutschen Revolution führte, erkennen will. Die Antwort auf diese Frage führt uns sofort auf einen erhöhten Aussichtspunkt, von dem aus eine Fülle in sich verflochtener, ursächlich wirksamer Erscheinungen sichtbar wird. Denn es wäre offenbar falsch und oberflächlich, nur die einzelnen Persönlichkeiten, die jenen verhängnisvollen Entschluß durchgesetzt haben, verantwortlich zu machen. Es müssen hinter ihnen allgemeingeschichtliche Tendenzen gestanden haben. Eine bestimmte politische Mentalität muß in ihnen lebendig gewesen sein, und diese Mentalität muß die Frucht eines ganzen geistigen und politischen Zustandes gewesen sein. So war es in Athen zur Zeit des Alcibiades, so war es auch bei uns. Wie sich dort aus dem Geiste einer breit entfalteten, hochstrebenden und stolzen Demokratie heraus Kraftgefühle und Ambitionen entwickelten, die über das gesunde Maß politischer Vernunft und Einsicht hinausstrebten, so sind auch in Deutschland gewisse geschichtliche Kräfte, die sein Dasein bisher getragen und geschützt hatten, über ihre Ufer getreten und haben uns Unheil bereitet. Es waren Soldaten, erfüllt vom soldatischen Geiste Preußens und Deutschlands, die in jenen Januartagen von 1917 dem widerstrebenden leitenden Staatsmanne Deutschlands den Entschluß abgerungen haben, das Ungeheure zu wagen und durch die Entfesselung des Unterseebootkrieges Amerika in die Reihe unserer Gegner zu drängen. Hätten sie sich klar gemacht, daß Amerika schon aus Prestige- und Ehrengründen fortan gar nicht anders konnte, als

seine ganze Macht einzusetzen zur Niederwerfung Deutschlands, und daß die Hoffnung, durch ein einzelnes Kriegsmittel, durch einen technischen Trick der ganzen Welt trotzen zu können, überaus schwer zu berechnen sei — kurz, hätten sie die Folgen ihres Entschlusses übersehen, so würden sie diesen Sprung ins Dunkle nicht gewagt haben. Aber ihre Denkweise war einseitig militärisch, brannte darauf, eine so schneidige Angriffswaffe nicht unbenutzt zu lassen, und kannte kein anderes Ziel, als den Feind niederzuwerfen mit allen erreichbaren Mitteln. Vielleicht muß der Soldat, nicht nur der preußische, sondern der Soldat überhaupt, so denken, um sein Höchstes zu leisten. Vielleicht liegt es im Wesen des Krieges, sich auszubrennen wie ein Feuer, das alles verzehren will, was es erreichen kann. Aber ebenso muß es auch Hemmungen geben, die diesen rein soldatisch-kriegerischen Drang in Schranken halten. Und an diesen fehlte es bei uns in Deutschland. Der Krieg, so hatte Clausewitz gelehrt, muß seiner Natur nach zwar die unbedingte Vernichtung des Gegners erstreben, muß aber zugleich auch Instrument, abhängiges Werkzeug der Politik bleiben. Bei uns aber hat der Krieg die Politik, der Soldat den Staatsmann überwuchert. Die Bedenken und Sorgen unserer Staatsmänner vor den unabsehbaren und gefährlichen Wirkungen des Unterseebootkrieges mußten schweigen vor der unbedingten kriegerischen Energie unserer Heerführer[1]). Das war das erste unserer großen Grundver-

[1]) Der Herausgeber der Deutschen Rundschau meinte dazu, daß die Schuld am Versagen des Unterseebootkrieges nicht die Oberste Heeresleitung, sondern allein die führenden Männer der

hängnisse. Es bedarf aber noch einer tiefer greifenden historischen Erläuterung.

Immer war der militärische Geist in Preußen und dem von Preußen geeinigten Deutschland mächtig, aber nicht immer war er übermächtig. Er war mächtig, weil er notwendig war für die politische Existenz Preußens und Deutschlands, weil ohne ihn das kleine, zerstückelte, rings von überlegenen Nachbarn eingepreßte Brandenburg Preußen sich nicht zur selbständigen Großmacht und das ebenso zerstückelte, ebenso eingepreßte Deutschland sich nicht zur nationalen Einheit hätte emporkämpfen können. Man muß ja das ganze Elend der deutschen Geschichte seit dem Mittelalter, das Unglück der Glaubensspaltung, die furchtbare Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges, die Schutzlosigkeit gegenüber einem Ludwig dem Vierzehnten und Napoleon vor Augen haben, um zu begreifen, daß die militärische Kraft und der militärische Geist Preußens als nationale Rettung, als unentbehrlicher Schutzpanzer des deutschen Volkes von uns empfunden und gerechtfertigt werden

---

Marine treffe, auf deren Versicherung hin seine Durchführung mit wirksamer Kraft für möglich gehalten wurde. Nun sei es aber der Marine tatsächlich nicht möglich gewesen, während der entscheidenden Monate der großen amerikanischen Transporte die Hauptausladehäfen Frankreichs durch U-Boote abzusperren. Ich bemerke dagegen, daß die ungeheure physische und technische Überlegenheit, die unsere Gegner durch den Zutritt Amerikas erhielten und die ihren unbedingten Sieges- und Vernichtungswillen hervorrief, unter allen Umständen früher oder später einmal wirksam werden mußte, und daß der Instinkt unserer Staatsmänner dies von Anfang an richtiger erkannt hat als unsere Heerführer.

konnte. Aber er durfte nicht übermächtig werden, er durfte uns nicht ersticken, die freie Regung der Kultur nicht erdrücken und durfte voran nicht die staatsmännische Leitung vom Steuerruder des ganzen politischen Zustandes verdrängen. Nun, der Kenner des geschichtlichen Lebens weiß, daß die einmal lebendig und wirksam gewordenen geschichtlichen Kräfte nicht so leicht mehr zu bändigen sind. Sie haben den Drang, sich absolut durchzusetzen, und finden nur an starken Notwendigkeiten ihre Schranke. Eine solche Schranke fand der preußische Militarismus lange Zeit in der preußischen Monarchie. Sie hatte zwar selbst den Militarismus in die Höhe gebracht, aber als einen Diener, den sie sich nicht über den Kopf wachsen lassen wollte. Der eigentliche Sinn des preußischen Systems, wie es unter Friedrich dem Großen und dann in modernerer Form unter Kaiser Wilhelm dem Ersten und Bismarck klassisch in die Erscheinung trat, war vielmehr der, daß der Monarch oder sein Vertrauensmann und Premierminister straff die Zügel in der Hand behielten und den Vorrang der allgemeinen politischen über die militärischen Gesichtspunkte behaupteten. Die Generäle Friedrichs des Großen haben politisch nichts, gar nichts zu sagen gehabt. Und als Bismarck 1866 und 1871 mit den Generälen in Konflikt über Fragen der Kriegsmittel und Kriegsziele geriet, konnte er obsiegen, weil der Monarch, trotzdem er selbst militärisch empfand, doch die Grenzen des Ressorts streng einzuhalten und das Übergewicht seines politischen Ratgebers anzuerkennen gewillt war. Unter schwächeren Regenten aber drohte das preußische System jedesmal zu entarten. Die Nach-

folger Friedrichs des Großen haben die militärischen Einrichtungen des Staates, die einer zeitgemäßen Reform bald dringend bedurften, verknöchern und in eine unlebendige Starrheit verfallen lassen, derart, daß sie auch ihre kriegerische Leistungsfähigkeit schließlich verloren. Unter dem zweiten Nachfolger Kaiser Wilhelms des Ersten ist der Militarismus zwar nicht verknöchert und untauglich geworden, sondern hat im Gegenteil, wie die vier Jahre Weltkrieg beweisen, eine gewaltige Leistungsfähigkeit entfaltet. Aber er trat dafür über seine Ufer und hat uns durch das Übermaß seiner Einwirkungen in das Verderben gerissen. Eine Bismarcknatur als Reichskanzler würde die Mitregierung eines Ludendorff nicht haben aufkommen lassen. Aber es war das Unglück unseres letzten Monarchen, daß für eine Bismarcknatur neben ihm kein Raum war und daß er selber nicht stark und vielleicht auch nicht einsichtig genug war, um den Vorrang der politischen vor den militärischen Bedürfnissen konsequent durchzuführen. Der preußisch-deutsche Staat, die heroische Schöpfung großer Regenten und Staatsmänner, bedurfte — nach dem Gesetz, wonach er angetreten — auch zu seiner Erhaltung immer einer besonderen Kunst weiser und zugleich straffer Ökonomie und Balancierung der Kräfte. Wille und Weisheit aber, höchste Tatkraft und höchstes Maßhalten, wie leicht gehen sie auseinander im Handeln. Es war ja etwas ganz Singuläres in der Weltgeschichte, wie sich dieser kleine, ärmliche Soldatenstaat an der bedrohtesten Stelle Europas emporgekämpft hat zur Großmacht. Man muß heute auch daran erinnern, daß er in seiner Vergangenheit zweimal

vom völligen Untergange nur gerettet worden ist durch ebenfalls ganz singuläre Glücksfälle — im Siebenjährigen Kriege durch den Tod der Kaiserin Elisabeth und im Tilsiter Frieden durch die Rücksicht, die Napoleon auf Kaiser Alexander von Rußland nehmen mußte. Daß ihm die breite natürliche Basis anderer Großmächte fehlte, daß er gefährdeter und eingepreßter leben mußte als diese, daß seine Geschicke infolgedessen übermäßig abhingen von den guten oder schlechten Qualitäten seiner Lenker, das hat schon Friedrich der Große und hat auch Bismarck wieder mit nagender Sorge empfunden. Man lese das politische Testament des einen, die Gedanken und Erinnerungen des anderen, — post equitem sedet atra cura! Und Bismarck hat in ihnen insbesondere auch die Gefahren des Übergewichts militärischer Einflüsse auf die deutsche Politik deutlich genug gekennzeichnet.

Einen gewissen geschichtlichen Trost aber können wir aus diesen Betrachtungen schon ziehen. Nicht das echte, das eigentliche preußische System ist in der Katastrophe von 1918 zugrunde gegangen, sondern das entartete, das aus den Fugen gegangene. Wir haben es nicht nötig, unsere ganze Vergangenheit hinterdrein anzuklagen und die alte preußische Staatsidee deswegen für hybrid zu erklären, weil sie ein so furchtbares Ende genommen hat. Freilich wird man es fortan in der Behandlung der brandenburgisch-preußischen Geschichte schärfer als bisher betonen müssen, daß die Gefahr zu entarten und aus den Fugen zu gehen, diesem Staate von vornherein und in besonderem Maße immer gedroht hat.

Es ist ein altes Wort, daß der preußische Staat eigentlich ein künstlicher Staat sei, das heißt auf einem Mechanismus autoritärer Einrichtungen beruhe, daß er zu sehr von oben her, zu wenig von unten her aufgebaut sei, daß ihm deshalb die Basis eines breiten und tiefen Volkslebens und Volkswillens fehle. Das Körnchen Wahrheit, das in diesem Urteile steckt, habe ich schon angedeutet. Die Künstlichkeit, die autoritäre Starrheit des preußischen Staates rührte in erster Linie davon her, daß er, um selbständige Großmacht zu werden und zu bleiben, den Mangel an physischen Mitteln ersetzen mußte durch straffe Organisierung, daß er, da er nun einmal mager von Natur war, wenigstens sehnig werden mußte. Dabei aber war er genötigt, zu Mitteln zu greifen, die zwar lange vorzüglich wirken konnten, aber zugleich auch die schwachen Stellen in seinem Organismus vermehrten. Der brandenburgische Militärstaat war einst geschaffen worden durch ein soziales Kompromiß des Landesherrn mit seinem Adel. Durch die Zugeständnisse auf Kosten des Bauernstandes, die der Große Kurfürst den märkischen Ständen für die Bewilligung von Heeressteuern machen mußte, und durch die Stellung, die er und seine Nachfolger ihrem Adel im Offizierkorps des Heeres und im Staatsleben überhaupt gaben, wurde das Staatsinteresse des Herrschers und das soziale Klasseninteresse des Adels ineinander gefügt, wie zwei ineinander verzahnte Räder. Über 2½ Jahrhunderte hat dies Kompromiß vorgehalten, aber es war zugleich ein sehr diffiziles Kompromiß, das durch soziale und geistige Wandlungen jeweils immer schwer bedroht werden konnte. Weil aber

der ganze preußische Militärstaat ein sehr kunstreich und ökonomisch auskalkuliertes Ganze war und blieb, so versteht man es, daß jedesmal, wenn neue Wandlungen im Volksleben an jenes Kompromiß rührten und es zu reformieren verlangten, sofort der Ruf dagegen erschallte, daß dieser kunstreiche Organismus bleiben müsse, wie er sei. Sit ut est, aut non sit. Man versteht es aus dem eigensten Wesen des preußischen Staates, daß er gegen Reformen, die neue Zeiten von ihm verlangten, immer besonders spröde sich verhielt. Und doch konnte das Existenzbedürfnis gerade diesem auf heroische Spannung angewiesenen Staate Reformen wieder mit einer gewissen Wucht aufzwingen. Als er es in der Katastrophe von 1806/07 erleben mußte, daß im Kampfe um die Existenz die Mittel des feudalen Obrigkeitsstaates versagten, da versuchte er in großem Stile, durch geistige Kräfte die zerbrochene physische Kraft wieder aufzubauen. Es kam die unvergeßliche, große Zeit der Reformen Steins und Hardenbergs, des nationalen Aufschwungs von 1813. Man appellierte nicht nur an den äußeren Gehorsam, sondern auch an die innere Gesinnung des Bürgers; auf seiner freien Selbsttätigkeit, auf seinem ethischen Pflichtgefühl sollte fortan der Staat mit beruhen. Eine volkstümliche Verfassung sollte den Abschluß der Reformen bilden und den Anteil des Volkswillens am Staate sichern. So wurde es 1815 verheißen; aber diese Verheißung ist nicht erfüllt worden, weil man wieder Sorge und Furcht bekam vor den liberalen und demokratischen Ideen des Jahrhunderts, weil man es nicht für möglich hielt, gleichzeitig freier im Innern zu werden und stark nach außen

zu bleiben. Die Stein-Hardenbergsche Reform blieb ein Torso. Nebeneinander und vielfach im Widerspruch miteinander bestanden nun die Einrichtungen des alten Militär- und Obrigkeitsstaates und des neuen Gemeinschaftsstaates. Das war nun wiederum ein Grundverhängnis unserer preußisch-deutschen Geschichte, das noch in der heutigen Revolution nachwirkt. Es kam durch den Abbruch der Reformtätigkeit, durch die Nichterfüllung des Verfassungsversprechens von 1815 zu einem inneren Risse zwischen Staatsleben und Volksleben, der niemals wieder ganz zugewachsen ist. Der günstigste Zeitpunkt zur Verschmelzung von Staat und Volk, von Autorität und Freiheit ist versäumt worden. Wohl hat nachher auch Preußen und das durch Preußen geeinigte Deutschland den Ideen des Jahrhunderts seinen Tribut bringen müssen. Es hat in der Revolutionszeit von 1848/50 seine konstitutionelle Verfassung, durch Bismarck das demokratische Reichstagswahlrecht und die Erfüllung anderer liberaler Forderungen erhalten. Aber die völlige innere Synthese von Altem und Neuem wollte dabei nicht mehr glücken, und ein harter, starrer Rest von Obrigkeitsstaat blieb immer bestehen und reizte immer wieder die Gefühle der Beherrschten. Man rechtfertigte ihn damit, daß das Macht- und Sicherheitsbedürfnis des Staates ihn fordere, daß Deutschland in seiner eingepreßten und bedrohten Lage nun einmal diesen harten Panzer tragen müsse und es sich nicht erlauben könne, so liberal, so demokratisch zu leben, wie andere von der Natur mehr begünstigte Völker. Aber man vergaß, daß schon einmal in der Zeit Steins und Scharnhorsts Wege

gewiesen worden waren, um das militärisch-politische Schutzbedürfnis mit dem Freiheitsbedürfnis des Volkes zu vereinigen. Und vor allem, es war ja nicht nur das richtig oder falsch verstandene Staatsinteresse, das die Erhaltung der autoritären und militaristischen Einrichtungen forderte, sondern auch das soziale Klasseninteresse der durch sie herrschenden Schichten, voran des Grundadels der östlichen Provinzen Preußens, der zugleich der Schwert- und Offiziersadel des Heeres war und blieb. Das soziale Interesse dieser Schichten hatte schon einst, mehr noch als das Staatsinteresse, dazu mitgewirkt, den heilsamen Fortgang der Stein-Hardenbergschen Reformen zu verhindern. Es stellte sich auch allen weiteren Versuchen, den Obrigkeitsstaat zum Gemeinschafts- und Volksstaat umzubauen, immer und immer wieder in den Weg. Das preußische Junkertum hatte und hat seine glänzenden Qualitäten, ritterlich-stolze Gesinnung nicht nur, sondern auch Tatkraft, Zähigkeit, Arbeitsamkeit, Treue und Aufopferungsfähigkeit auf dem Schlachtfelde, — Hut ab vor unseren aktiven Offizieren, sagte mir noch in den Tagen nach der Revolution ein sozialdemokratischer Unteroffizier, — aber es fehlte ihm die Fähigkeit, soziale Opfer zu bringen auch im Staatsleben, und es fehlte ihm der politische Weitblick, um zu erkennen, daß Aristokratien, um sich im modernen Leben zu behaupten, die Kunst des rechtzeitigen Nachgebens üben müssen. Kurz, es fehlten ihm jene Eigenschaften, die der englischen Aristokratie im neunzehnten Jahrhundert so sehr zustatten gekommen sind. Bismarck selber hat die staatsmännische Begabung seiner Standes-

genossen nicht sehr hoch eingeschätzt. Die Anpassung an neue Zeiten, neue politische Horizonte ist ihnen immer sehr schwer gefallen. Das Bestehende treu zu erhalten mit einer gewissen charaktervollen Starrheit und einer unbedingt und oft blind durchgreifenden Energie, das war ihre Art. Sie waren die Hüter der guten, aber auch der minder guten Traditionen Altpreußens in Heer und Verwaltung, — und sie waren zugleich die Herren in Heer und Verwaltung. Jetzt erst verstehen wir die Macht, die die einseitige militärische Denkweise bei uns gegenüber der staatsmännischen Denkweise gewinnen konnte. Jetzt erst übersehen wir die historischen Wurzeln des Entschlusses zum radikalen Unterseebootkriege.

Doch müssen wir, um die Macht des Junkertums und seiner Denkweise bei uns zu begreifen, uns klar machen, daß es verstanden hatte, erhebliche Teile des Bürgertums sich zu assimilieren und zu seinen Bundesgenossen zu machen. Die höhere Verwaltung, das aktive Offizierkorps, das Reserveoffizierkorps wurden Pflanzschulen konservativen Geistes. Die altpreußisch-militärisch-junkerliche Art war wie ein Sauerteig, der auch durch viele der Elemente durchschlug, die erst seit 1871 sich mit Preußen vereinigten. Der ältere Gegensatz zwischen Adel und Bürgertum machte einer neuen Interessengemeinschaft wenigstens mit dem höheren Bürgertume Platz, als der neue soziale und wirtschaftliche Gegensatz zum vierten Stande sich auftat. Adel und höheres Bürgertum gemeinsam fühlten sich jetzt auch als Hüter der nationalen Errungenschaften von 1871 gegenüber der, so schien es wenigstens zuerst, ganz inter-

nationalen Sozialdemokratie. Das Ideal der nationalen Einheit, Macht und Größe war vom deutschen Bürgertume, nicht vom Junkertume einst ausgegangen, aber wurde von diesem jetzt aufgegriffen und mit vertreten. Hierin hat sich das altpreußische Junkertum der neuen Zeit allerdings angepaßt. Aber dafür erhielt nun wiederum die nationale Idee in Deutschland, die in ihren Ursprüngen zeitweise einen revolutionären Charakter gehabt hatte, eine hart konservative und militaristische Färbung und verschmolz in hohem Grade mit den Interessen des alten Herrschafts- und Klassenstaates, wie mit den neu hinzuerwachsenen Klasseninteressen des Bürgertums.

Diese Verengerung und Vergröberung des nationalen Denkens zum nationalistischen Denken war ja nicht auf Deutschland allein beschränkt. Sie war die verhängnisvolle Wirkung allgemeiner geistiger und allgemeiner wirtschaftlicher Abwandlungen in der ganzen zivilisierten Welt, des Aufschwungs der kapitalistischen Bourgeoisie, des Wettrennens um die noch unverteilte Beute der überseeischen Welt, der Zurückdrängung geistiger Kulturinteressen durch praktische und materielle Aufgaben. Aus diesem gesteigerten egoistischen Wettbewerbe der Völker um Macht und Reichtum ist dann der entsetzliche Völkerhaß des Weltkrieges und die antike Mitleidlosigkeit in der Niederringung der Nebenbuhler erwachsen, die die besten Traditionen der abendländischen Völkergemeinschaft zu zerstören droht.

Der deutsche Nationalismus war nicht brutaler und nicht materialistischer als der der feindlichen Völker. Aber er war gefährlicher für uns wie für diese, weil wir am

kürzeren und sie am längeren Hebelarme saßen. Er verführte uns dazu, daß wir uns mit Feuereifer, aber ohne staatsmännischen Weitblick, ohne staatsmännisches Maßhalten in die neuen Aufgaben der Weltpolitik stürzten. Die kleine Gruppe der Alldeutschen hat dies am lautesten getan und dadurch das Aufsehen und das Mißtrauen des Auslandes erregt. Sie war nicht stärker und einflußreicher als etwa die gleichgerichteten chauvinistischen und jingoistischen Gruppen in Frankreich und England, und ihr Einfluß auf die deutsche Politik vor dem Kriege ist im Auslande immer sehr überschätzt worden. Aber mit dem Ausbruch des Krieges wuchs allerdings ihr Einfluß auf die gebildeten Schichten in verhängnisvoller Weise von Jahr zu Jahr. Man verlor in weiten Kreisen des höheren Bürgertums das politische Augenmaß für das, was in diesem Kriege für Deutschland möglich und erreichbar, wünschenswert und heilsam sei. Die Agitation für annexionistische Kriegsziele floß zusammen mit der Agitation für den radikalen Unterseebootkrieg. Auf diese Strömungen im Bürgertum konnten sich nun auch jene Militärs stützen, die die maßvolleren Tendenzen der verantwortlichen Staatsmänner zurückdrängten und den radikalen Unterseebootkrieg schließlich durchsetzten. Ein anderer unserer Staatsmänner, die vergebens gegen ihn und gegen den politischen Einfluß der obersten Heeresleitung angekämpft haben, sagte mir schon im Sommer 1918, als unsere militärische Lage noch gut war, das ahnungsvolle und höchst prägnante Wort: „Revolutionen entstehen aus Fehlern der auswärtigen Politik. Wenn die zur Führung der Nation berufenen Klassen

ihre Aufgabe nicht verstehen und den Weg zum Frieden nicht zu finden wissen, so verlieren sie die Autorität bei den Massen, und das Ganze bricht zusammen."

Dieses Wort erklärt freilich noch nicht alles, und ebensowenig genügen die bisher angestellten Betrachtungen, um den ganzen Ursachenkomplex der Revolution zu überschauen. Ich möchte, um die bisher betrachteten Ursachen zusammenzufassen, ein Bild gebrauchen. Deutschland glich in diesem Kriege einer überaus starken Brücke, die große Lasten tragen konnte, aber unfehlbar einmal zusammenbrechen mußte, wenn die Lasten immer weiter gesteigert wurden und zur Überlastung schließlich führten. Aber dann fragt man hinterher, ob nicht auch gewisse Schwächen und Mängel der Konstruktion von Hause aus vorlagen und ob der Bau nicht hier und da schon verwittert war. Wir haben einige dieser schwachen Stellen kennen gelernt. Die oberste Leitung war nicht mehr so, wie sie sein sollte. Wir hatten im Grunde zwei Regierungen, nicht eine Regierung, und die unverantwortliche militärische Regierung hat die verantwortliche politische Regierung verhindert, den schmalen Weg zur Rettung, den die Staatskunst vorschrieb, einzuhalten. Und diese militärische Regierung stützte sich zudem nicht auf die Kräfte und den Willen des ganzen Volkes, sondern nur auf einen Teil der gebildeten, besitzenden und führenden Schichten. Es fehlte unserer extremen Kriegspolitik also schon im eigenen Lande an einer genügend breiten und starken Basis, wo doch schon Deutschland insgesamt eine viel schmalere Basis von Machtmitteln hatte als die vereinigten feindlichen

Völker. Und dieser Machtapparat Deutschlands wiederum war so eng verknüpft mit den Einrichtungen des autoritativen Obrigkeitsstaates, daß dieser in dem Augenblicke von der Revolution bedroht wurde, wo seine Autorität im Volke erschüttert wurde durch den Mißerfolg des Krieges. Unsere Macht und unsere Verfassung zugleich brachen zusammen. Der Bogen war zu straff gespannt worden. Wir hatten schon das warnende Beispiel Rußlands vor Augen. Auch Rußland hat, wie Deutschland, in den ersten Jahren des Krieges eine Kraftleistung aufzuweisen gehabt, wie noch nie in seiner Geschichte. Auch dort wurde sie geleistet vom autoritativen Obrigkeitsstaate, unterstützt vom Nationalismus der Bourgeoisie. Auch dort ging er über die Kraft hinaus und brach infolgedessen jählings zusammen. Rußland brach deswegen rascher und auf geringeren Druck schon zusammen, weil in ihm die nationale Kohärenz zwischen Regierung und Volk noch viel geringer war als in Deutschland und weil sein Kultur- und Wirtschaftsleben primitiver und unentwickelter war. Aber in dem Mangel an nationaler Kohärenz zwischen den regierenden Schichten und dem Volk sehe ich hier wie dort eine Hauptursache der Revolution.

Und es war nun eine wahrhaft tragische Verkettung, daß gerade jene gewaltige wirtschaftliche Entwicklung, die Deutschland instand setzte, vier Jahre der Abschließung von der Welt zu trotzen, den Riß zwischen Staat und Volk vertieft hatte. Deutschland war zur Zeit der Bismarckschen Reichsgründung noch in einem Gleichgewichte zwischen Agrarstaat und Industriestaat. Auf ein solches Gleichgewicht

war auch die Bismarcksche Reichsverfassung, die Verteilung der Gewalten, das Verhältnis der autoritären Einrichtungen zu den demokratischen und liberalen Zugeständnissen zugeschnitten. Das demokratische Reichstagswahlrecht glaubte Bismarck im Vertrauen auf die konservative Landbevölkerung und den Einfluß der konservativen Gutsbesitzer auf sie gewähren zu können. Und in den Städten hatte er die liberal und national gestimmte Oberschicht des Bürgertums für sich gewonnen, deren Einfluß auf die mittleren und unteren Schichten der städtischen Massen damals immer noch, wenn auch schon etwas abbröckelnd, vorhielt. Alles schien damals in gutem Gange, um die noch fehlende Kohärenz zwischen Staat und Volk endlich herzustellen. Deutschland wuchs durch seine neue nationale Einheit nicht nur politisch, sondern auch wirtschaftlich kraftvoll zusammen. Aber das neue wirtschaftliche Glück barg auch neues politisches und soziales Unglück in sich. Es ist der Fluch der modernen Kultur, daß sie aus ihrem eigenen Schoße heraus die Gifte erzeugt, die sie wieder zu zerstören drohen. Die Großindustrie in ihrer kapitalistischen Betriebsform schafft notwendig Menschenmassen, die sich vom Glück des Menschenlebens ausgeschlossen fühlen und vom Umsturze der Welt, die sie in Ketten geschlagen hat, das Heil erwarten. Auf die revolutionäre Sozialdemokratie war die Bismarcksche Reichsverfassung nicht eingestellt. Sie hatte wohl für alle bisher lebendig gewesenen Kräfte der Nation Ventile und Spielraum klug vorgesehen, aber nicht für diese neuen, durch sein Werk mit erzeugten Massenkräfte. Sein Werk war

in seiner Spitze Obrigkeitsstaat geblieben — aber mit den Mitteln des Obrigkeitsstaates ließ sich das sozialdemokratische Problem nicht mehr lösen. Das Bismarcksche Sozialistengesetz hat die Massen erst recht dem Staate entfremdet. Bismarck hat, so drückte es Friedrich Engels 1887/88 aus, „die von ihm selbst geschaffene geschichtliche Lage nicht begriffen".

Und unter der glänzenden Außenseite des wirtschaftlichen Aufschwungs verschlechterte sich die Gesamtbilanz des neuen Deutschlands auch noch in einer anderen Hinsicht. Bis in die achtziger Jahre war Deutschland ein Auswanderungsland, das heißt, es wanderten sehr viel mehr Menschen aus als ein. Um 1900 war das Verhältnis umgekehrt, und die Auswanderung nahm von Jahr zu Jahr ab. Wir waren stolz darauf, unseren Bevölkerungszuwachs im eigenen Lande durch eigene Arbeit ernähren zu können — aber wir wurden dadurch nicht unabhängiger vom Auslande, sondern gerieten in eine ganz neue und verhängnisvolle Abhängigkeit von ihm. Wir mußten gewaltige Massen von Rohstoffen und Lebensmitteln einführen, um unseren Fabriken Stoff zur Arbeit und unseren Arbeitern Nahrung geben zu können, und wir mußten die Weltmärkte absuchen und abjagen, um die Erzeugnisse unserer Exportindustrie unterzubringen. Von wieviel Bedingungen und Voraussetzungen, die nicht in unserer Hand waren, hing nun die Ernährung unserer wachsenden Volksmassen und unsere ganze wirtschaftliche Existenz ab. Jetzt trat abermals das Mißgeschick unserer geographischen Situation, unserer eingepreßten kontinentalen Lage hervor. Es fehlten uns die

Lungen, mit denen die atlantischen Uferstaaten zu atmen vermögen. Schon unsere politische Großmachtstellung war durch die eingepreßte kontinentale Lage immer etwas künstlich, singulär und prekär. Dasselbe galt nun auch von unserer neuen wirtschaftlichen Weltstellung.

Es war ein überhitzter, hypertrophischer Zustand, in dem wir lebten. Er wurde furchtbar erschüttert durch den Krieg und durch die jahrelange Blockade, die uns die Rohstoffe und Nahrungsmittel des Auslandes abschnitt. Die neuen Kriegsindustrien konnten sich zwar vielfach mit Ersatzstoffen behelfen und konnten den im Lande gebliebenen Arbeitermassen Arbeit und reichlichen Verdienst, solange der Krieg dauerte, geben; aber wiederum wurde ein neuer künstlicher und hypertrophischer Zustand dadurch geschaffen. Eine rapide Prosperität schien allen wirtschaftlich Tätigen in den Schoß zu fallen; aber Gold und Güter selber wurden seltener, die Preise stiegen, und die Ernährung wurde von Jahr zu Jahr mangelhafter. Dazu das völlige Dunkel, das über unserer ganzen Zukunft lag. Es ist an unser aller Nerven gerissen und gezerrt worden diese Jahre hindurch, und unsere körperliche Widerstandskraft sank dabei unaufhaltsam. Ist es ein Wunder, daß unter dem ungeheuren Drucke, dem unser Wirtschaftsleben ausgesetzt war, auch der moralische Kitt sich lockerte? Wir waren in den Krieg, den die überwiegende Masse der Nation als Verteidigungskrieg auffaßte, mit einem wirklichen moralischen Aufschwunge, mit dem brüderlichen Willen, uns gegenseitig zu helfen und zu verstehen, eingetreten. Jetzt wurden wir egoistisch und hart gegeneinander im Kampfe um das täg-

liche Brot. Das Gesetz des Staates verlor seine verpflichtende Kraft, denn wer konnte noch satt werden, ohne auf Schritt und Tritt die gegebenen Verordnungen zu übertreten? Der kleine Mann der unteren städtischen Massen hielt Betrug und Diebstahl vielfach fast für sein gutes Recht, wenn er auf die Sünden habgieriger und skrupelloser Kriegsgewinnler blickte.

Diese moralische Zersetzung muß man verstehen, um die Revolution und ihren bisherigen Verlauf zu verstehen. Wir standen und stehen unter einem Drucke, den noch kein modernes Volk je auszuhalten hatte und dem wohl jedes Volk auf die Dauer unterliegen würde. Bisher war das deutsche Volk, trotz aller Sozialdemokratie, in dem Rufe gewesen, ein Volk der Disziplin und Autorität zu sein, und noch in den ersten Kriegsjahren hatte es diesen Ruf behauptet. Nun wurden diese autoritären Gesinnungen und Überlieferungen in derselben Zeit, in der sie aufs stärkste von oben her angespannt und beansprucht wurden, von innen her zermürbt. Die militärische Leitung versuchte sie durch eine systematische Stimmungspropaganda, geleitet vom Kriegspresseamt, hochzuhalten und hatte wohl einigen Erfolg damit bei den oberen bürgerlichen Schichten, aber ganz und gar nicht bei den unteren Massen. Denn nun wurde die Autorität der bisher regierenden Schichten ja gleichzeitig noch von einer anderen Seite her untergraben. Die annexionistischen Kriegsziele drohten den Krieg zu einem Eroberungskriege zu machen. Davon wollte das nach Frieden schmachtende Volk nichts wissen. Der Unterseebootkrieg erreichte seinen Zweck nicht und trug uns die lebens-

gefährliche Gegnerschaft Amerikas ein. So kam es, daß die Massen sich falsch geführt sahen und den Glauben an die Führung verloren. Und dieselben Schichten, die die annexionistischen Kriegsziele predigten, waren zugleich diejenigen, in denen die Gegnerschaft gegen die von den Massen geforderten demokratischen Reformen, voran die Reform des preußischen Dreiklassenwahlrechts, wurzelte. Die Agitatoren der Revolution fanden nur zu günstigen Boden bei den immer unzufriedener werdenden Massen.

Und dabei gab dieser Krieg und gibt der moderne Krieg überhaupt den Massen ein so ungeheures politisches Gewicht wie noch nie zuvor. Die allgemeine Wehrpflicht war einst hervorgegangen aus der Befruchtung des autoritären Preußens durch die liberalen Ideen des Jahrhunderts und war durch die technischen Errungenschaften dieses Jahrhunderts immer leistungsfähiger, aber auch immer komplizierter und damit immer reicher an empfindlichen und verletzbaren Stellen geworden. Im neuen Industriestaate bedeutete sie jetzt etwas anderes als im alten einfachen Agrarstaate. Die Bismarcksche Verfassung mit ihrer obrigkeitlichen Spitze aber, die auf den neuen Industriestaat nicht zugeschnitten war, konnte es auch für die durch den Industriestaat verwandelte Wehrkraft der Nation nicht mehr sein. Die Dinge drängten auch hier, und gerade hier an dieser empfindlichsten Stelle des Ganzen, zum Umbau des Obrigkeitsstaates in den Volksstaat. Denn was die Massen militärisch für den Staat leisten sollten, mußte sich nach alter historischer Erfahrung über kurz oder lang auch in politische

Ansprüche umsetzen. Und wann sind wohl je die Volksmassen stärker für den Staat in Anspruch genommen worden als in diesem Kriege, wo wir nach und nach wohl gegen 15 Prozent der Bevölkerung in das Heer eingestellt haben? Und die zurückgelassenen Arbeiter der Munitions- und Waffenfabriken, wußten sie nicht auch, daß von ihrer Arbeit der Krieg abhing? Das Hindenburgsche Rüstungsprogramm und das Hilfsdienstgesetz von 1916 — die Folgen der Sommeschlacht, des vollen Eintritts Englands in den Krieg, der Militarisierung Englands durch den Krieg —, sie haben wohl auch unseren Militarismus auf die höchste Spitze getrieben und zu äußerster Leistung befähigt, aber ihn zugleich in eine schicksalsschwangere Abhängigkeit von den Massen versetzt. So ist es verständlich, daß wir kurz nacheinander die äußerste Steigerung und Kraftentfaltung und den tiefsten Sturz des alten Systems erlebten.

Mit Siegeszuversicht und Schwung, wie in den Augusttagen von 1914, hatte das kämpfende Heer die Frühjahrsoffensive von 1918 begonnen. Aber unter der „schimmernden Wehr" lagen auch schon andere Gesinnungen verborgen, die durch militärische Rückschläge sofort ausgelöst werden konnten. Das alte aktive Offizierkorps lag unter der Erde; seine Reste waren, mit Ausnahme der höheren Truppenführer, in die Stäbe zurückgezogen worden. Die Massen von neuen Reserveoffizieren, die die Truppen unmittelbar führten, waren sehr heterogen zusammengesetzt. Neben militärisch und menschlich vorzüglichen Elementen gab es viel jugendliche Unreife und viel Halbbildung unter den

jungen Leutnants, die die alten Mannschaften zu kommandieren hatten. Es wurde leichter, Leutnant zu werden, aber der Respekt vor dem Leutnant sank. Wie es bei Emporkömmlingen zu geschehen pflegt, kopierten sie rascher die schlechten als die guten Sitten des preußischen Leutnants und reizten ihre Untergebenen durch hochmütige Behandlung. Und ein Moment wirkte besonders vergiftend auf die Stimmung gegen das Offizierkorps. Wenn es auch durchaus nicht überall geschah, daß es sich die bessere Verpflegung zu sichern wußte, so wurde es doch weithin geglaubt, daß der Offizier schlemmen dürfe, während der Soldat darbte. Und derselbe Offizier, dessen Leistung und Lebensführung von den Mannschaften kritisiert wurde, verlangte von ihnen zugleich die alte unbedingte Autorität, die der preußische Offizier stets zu fordern gewohnt war. Die alte scharfe Zäsur zwischen Offizierkorps und Mannschaften blieb, aber die innere Autorität, die sie erträglich zu machen hatte, schmolz zusammen. Dabei verschlechterte sich nicht nur der Ersatz des Offizierkorps, sondern auch der Mannschaften. Die jüngsten Jahrgänge waren in den Kriegsjahren schlecht erzogen und schlecht ernährt aufgewachsen und, wenn sie schon in den Fabriken gearbeitet hatten, zugleich anspruchsvoll und aufsässig geworden. Und den demoralisierenden Eindrücken der Heimat waren die von Hause aus schon nicht vollwertigen Garnisontruppen erst recht ausgesetzt.

Alle diese schwachen und wunden Stellen im Heerwesen und damit im alten System überhaupt, wären wohl ertragen worden, wenn nicht der Glaube an das alte System

überhaupt erschüttert worden wäre durch die militärischen Rückschläge, die seit dem Juli 1918 einsetzten. Auch der einfachste Mann im Heer spürte jetzt, was der Eintritt Amerikas in den Krieg bedeutete. Immer noch kämpfte die Front gegen den übermächtigen Feind, zwar zurückweichend, aber mit übermenschlicher Anstrengung ihren Zusammenhang behauptend, weiter. Das Ganze aber war doch wie ein immer dünner werdendes Gewand; ein Riß, der an einer kleinen Stelle entstand, konnte es von oben bis unten zerreißen. Der Aufstand der Kieler Matrosen gab das Zeichen zur Auflösung der alten Disziplin, des alten Gehorsamsverhältnisses zwischen Offizieren und Mannschaften. Der Stolz, das Kleinod des preußischen Heeres, das Werk einer zweihundertjährigen Erziehung, brach zusammen. Wie konnte die ungeheure Katastrophe gerade an diesem Punkte einsetzen?

Es ist bekannt, daß die radikalen Sozialisten schon seit mehr als einem Jahre die Revolution vorzubereiten suchten und auf der Flotte einen besonders günstigen Boden dafür zu finden hofften. Man begreift das vielleicht aus der seelischen Verfassung der Matrosenschaft auf den Großkampfschiffen. Sie hatten seit zwei Jahren, seit der Seeschlacht am Skagerrak, den Feind kaum gesehen; sie hatten nicht mehr das anspornende, anfeuernde Ethos des Kämpfers in sich, und sie waren doch in steter Anspannung eines strengen, an Abwechselung armen Dienstes. Sie fühlten sich auf ihren finsteren eisernen Schiffen wie die seelenlosen Räder einer Maschine, die sich ewig, ewig drehen müssen, — und sie ertrugen diesen Zustand seelisch nicht. Es war wie ein

Symbol des seelischen Zustandes, in dem sich der Proletarier gegenüber den ungeheuren Maschinen des modernen Industrialismus und Kapitalismus befindet. Und nun kam etwas anderes, ebenfalls sehr Symbolisches, hinzu. Die Matrosen hörten von dem angeblich gefaßten Plane, die Flotte hinauszuführen zur Seeschlacht, zum heroischen und ehrenvollen Untergange. So war es zwar bei den Operationen, die man noch plante, nicht gemeint, aber unbesonnene Reden junger Offiziere scheinen diese Meinung bei den Matrosen hervorgerufen zu haben. Diese hatten in der Seeschlacht am Skagerrak ihre Pflicht getan, aber die heroisch-ritterliche Ethik des ehrenvollen Unterganges, der freiwilligen, nutzlosen, aber ruhmreichen Selbstaufopferung, die sie ihren Offizieren zutrauten, wollten sie nicht mitmachen. Alte und neue Kriegsethik stießen hier aufeinander. Ein Stück, ein Hauch von jener heroisch-ritterlichen Ethik war doch wohl notwendig, um bis zuletzt die Moral eines zur Niederlage verurteilten Heeres aufrecht zu halten und so günstig wie möglich aus dem Kampfe zu scheiden. Wir hätten ihn in den schweren Oktober- und Novemberwochen dem ganzen Volke gewünscht. Aber der nüchterne Egoismus und Materialismus des modernen Proletariers läßt solche Gesinnung nicht mehr aufkommen, und man konnte auf seine Ausdauer nur so lange rechnen, als er greifbare Möglichkeiten des Erfolges vor sich sah.

Auch diese Beobachtung macht es verständlich, daß unsere militärische Widerstandskraft mit einem Male so vollständig, so völlig hoffnungslos zu Ende war.

Aber noch einmal nehme ich die Frage des Eingangs auf. Mußte dem militärischen Zusammenbruche notwendig auch die innere Revolution folgen, und hätte diese auf irgend einem Wege vermieden werden können? Auch wenn wir einen leidlichen Verständigungsfrieden erkämpft hätten, so hätten wir uns doch auf ganz schwere innere Krisen gefaßt machen müssen, weil die bisher bevorrechteten Schichten den demokratischen Konsequenzen des Krieges, dem demokratischen Umbau unseres Staates leidenschaftlich widerstrebten und weil ferner auch von links her sehr radikale Forderungen zu erwarteu gewesen wären. Indessen, da die alte Monarchie im Falle eines Verständigungsfriedens ihre Autorität besser behauptet und zugleich das Bedürfnis der Reform aufs stärkste empfunden haben würde, so wäre es doch möglich, ja wahrscheinlich gewesen, daß ein Kompromiß der alten Ordnungen mit der neuen Demokratie uns die Revolution erspart haben würde. Und höchstwahrscheinlich wäre sie uns überhaupt erspart worden, wenn von Anbeginn des Krieges an mit staatsmännischer Weisheit die Ventile des sich überhitzenden Dampfkessels geöffnet worden wären und die demokratische Neuordnung bereitwillig, planmäßig und gesetzlich hätte durchgeführt werden können. Das war Bethmann-Hollwegs Gedanke, — aber er kämpfte gegen unüberwindliche Mächte, in seiner Kriegspolitik wie in seiner inneren Politik. Alle demokratischen Konzessionen während des Krieges kamen zu spät und wirkten moralisch nicht genug, weil die Massen sahen, wie unlustig die bisher Bevorrechteten sie sich abtrotzen ließen, wie zwiespältig die Regierenden selbst zu ihnen

standen. Vielleicht also ist es der verhärtete Trotz und die Abenteuerpolitik der bisher Bevorrechteten gewesen, die die Revolution letzten Endes unvermeidlich gemacht haben. Annexionismus, Unterseebootkrieg und Widerstand gegen die Reformen, und am Ende dieser Politik der militärische Zusammenbruch, — man ging in allen diesen Dingen über die Kraft und durfte sich nicht wundern, daß ihr plötzlich der Atem ausging.

Anders denken begreiflicherweise die jetzt Gestürzten heute über die Ursachen der Revolution. Die Heimat, so heißt es hier, ist dem kämpfenden Heere in den Rücken gefallen, die Heimat ist demoralisiert worden durch die demokratische, pazifistische und revolutionäre Agitation und hat dadurch schließlich auch den Geist des kämpfenden Heeres verschlechtert. Aber wir sahen ja, daß ein gewisses, recht großes Maß von Demoralisierung überhaupt nicht zu vermeiden war und eintreten mußte, als furchtbare Wirkung der Blockade. Sie würde freilich allein die Revolution noch nicht erklären. Aber war vielleicht, muß man nun fragen, die Gesinnung der Massen derart revolutionär verseucht, daß auch alle entgegenkommenden Reformen nichts hätten helfen können? Liegt also die tiefste Ursache der Revolution, wie die Konservativen behaupten, in der Unreife und Begehrlichkeit unserer Massen? Darauf ist zu antworten, daß es zu allen Zeiten und nun zumal in den modernen Zeiten der Großindustrie verwahrloste niedere Volksmassen gibt, die zum Träger revolutionärer Umsturzideen werden können. Sie sind etwas Gegebenes; die Verhältnisse haben sie geschaffen; man muß mit ihnen rechnen. Und

die Aufgabe des weisen Staatsmannes ist es, diese schlimmen Entwicklungstendenzen im modernen Massenleben zu bekämpfen durch Förderung aller guten, auf sittliche Hebung, Ordnung und Gesetzlichkeit gerichteten Entwicklungstendenzen in ihnen. An solchen fehlte und fehlt es bei uns ganz gewiß nicht. Die Mehrheitssozialisten, die den größeren Teil der Arbeiterschaft hinter sich hatten, waren seit Beginn des Krieges, wo sie entschlossen in die Verteidigung des Vaterlandes mit eingetreten waren, auf dem besten Wege, hineinzuwachsen in den vorhandenen Staat, auch in die bestehende monarchische Verfassung. Mit einer demokratischen Volksmonarchie hätten sie sich, trotz ihrer republikanischen Wünsche, abgefunden, und daß der Sozialismus nicht von heute auf morgen eingeführt werden kann, daß schonende Übergangsformen notwendig sind, wissen ihre Führer ganz genau. Gewiß, sie wollten eine Revolution, aber eine Revolution in Form der Evolution, weil sie die furchtbaren Gefahren sahen, die ein gewaltsamer Umsturz der politischen und sozialen Ordnung am Schlusse eines unglücklichen Krieges für das Wirtschaftsleben, für die Existenz des Arbeiters selber heraufführen mußte. Ihnen wäre es also viel lieber gewesen, wenn sie, wie es in den Wochen der Reichskanzlerschaft des Prinzen Max sich anließ, auf ruhigem, gesetzlichem Wege zur politischen Macht, zur Mitbestimmung der deutschen Geschicke, zum demokratischen Volksstaate, zur Sozialisierung dessen, was sozialisierbar ist, gelangt wären. Und unvergleichlich besser würde unsere Lage heute sein, wenn dies gelungen wäre, wenn Deutschland sich ohne revolutionären Bruch

hätte umformen lassen. Der bisher unüberwindliche Widerstand der konservativen Schichten war gebrochen worden durch die ungünstige Wendung des Krieges. Im Sturmschritt, aber immer gesetzlich, ging es im Oktober 1918 voran zur parlamentarischen und demokratischen Monarchie. Ein Thronwechsel war allerdings unter dem Drucke, den Wilson auf uns ausübte, unvermeidlich; aber die monarchische Kontinuität hätte sich, wenn die Verzichte des Kaisers und Kronprinzen schon Anfang Oktober ausgesprochen worden wären, durch Einsetzung einer populären Regentschaft für den minderjährigen Thronerben vielleicht erhalten lassen. Unersetzliche Gemütswerte unserer geschichtlichen Vergangenheit und unseres öffentlichen Lebens wären uns damit bewahrt geblieben. Aber als nun die Thronwechselfrage sich bis in den November hinein hinzog und Wilson weiter auf uns drückte, konnte in den Massen die gefährliche Meinung entstehen, daß Deutschland nur Frieden bekommen würde, wenn es die Hohenzollern verjage. Und nun erfolgte Anfang November auch die Kieler Matrosenrevolte, und damit öffnete sich auch jener Riß, der durch das Heer ging. Es war ein furchtbares singuläres Zusammentreffen von Ereignissen und Eindrücken, wie es schließlich ja so oft beim Ausbruch von Revolutionen den letzten Druck zur Auslösung der revolutionären Kräfte gibt.

Denn nun zeigte es sich, daß auch die Mehrheitssozialisten unter dem Banne ihrer eigenen Vergangenheit standen. Sie hatten einst selber viel zu lange den egoistischen Klassenkampf gepredigt und von gewaltsamer Revolution

geträumt. Sie hatten die Massen planmäßig mit Mißtrauen und Feindschaft gegen den bestehenden Staat erfüllt, aber in diesem Kampfe gegen die äußere Autorität des alten Staates auch den Sinn für die innere Autorität des Staates überhaupt, ohne den auch die Demokratie nicht leben kann, geschwächt. Die alte Verbitterung aus der Zeit des Bismarckschen Sozialistengesetzes und überhaupt der alte Riß zwischen Obrigkeitsstaat und Volksleben wirkte eben immer noch nach, und die wenigen Jahre freundlicherer Annäherung zwischen Staat und Sozialdemokratie seit Beginn des Krieges hatten die Kluft noch nicht ganz schließen können. So kam es, daß die Führer der Mehrheitssozialisten, die im Oktober 1918 in die Regierung des Prinzen Max eingetreten waren, die gewaltsame Revolution zwar nicht wünschten, aber, als der Anstoß zu ihr von anderer Seite kam, sich ihm auch nicht entziehen wollten und konnten. Sie mußten ja sonst fürchten, ihre Anhängermassen zu verlieren an die radikalen Sozialisten und als Offiziere ohne Mannschaften dazustehen. Ihre Anhängermassen waren eben zu labil, sie waren noch nicht gefestigt und gereift genug, um den Weg der friedlichen Reform unter allen Umständen festzuhalten und den Lockungen der revolutionären Ideologie unter allen Umständen zu widerstehen. So entschlossen sich die Führer der Mehrheitssozialisten am Nachmittage des 9. Novembers, nicht den Faden fortzuspinnen, den Prinz Max begonnen, und gestützt auf die Reichstagsmehrheit eine neue bürgerlich-sozialistische Regierung zu bilden, sondern sich mit den ihnen unsympathischen Führern der unabhängigen Sozialisten

zusammenzutun und damit die Revolution — gleichzeitig abzuschwächen, „aufzufangen", wie es damals hieß, und — zu besiegeln.

Nur durch das Zusammentreffen von zwei Entwicklungsreihen ist die Revolution bei uns möglich geworden. Gemacht ist sie von Soldaten, die ihr Joch abschütteln wollten und von den radikalen Sozialisten dazu angestachelt wurden. Weder die Soldaten allein, noch die Sozialisten allein hätten die Autorität der alten Ordnung zu zerbrechen vermocht; aber verbündet miteinander vermochten sie es. Und sie vermochten es nur deswegen, weil das System, gegen das sie sich auflehnten, seine Kraft überanstrengt hatte. Nicht an seniler Kraftlosigkeit ist das alte System zugrunde gegangen, sondern daran, daß es die Grenzen, die Voraussetzungen und Daseinsbedingungen seiner Kraft überschritten und mißachtet hatte. Eben daß diese Kraft noch immer sehr groß war, hat dazu verleitet, sie mißbräuchlich zu überanstrengen[1]). Wir haben weder ein Jena noch ein Sedan erlebt; aber der Versuch, ein gesteigertes Sedan zu forcieren, hat zu einer Katastrophe geführt, die noch über die von Jena hinausging. Die Revolution war also in erster Linie ein Ereignis militärisch-politischer Natur und, wenn man will, ein negatives Ereignis, nämlich der Einsturz eines überlasteten Bauwerks. Erst in zweiter Linie war sie ein Ereignis der wirtschaftlich-sozialen Entwicklung. Die Entfaltung des Kapitalismus und der Großindustrie

[1]) „Warum sollen wir denn reformieren? Es ist ja bisher doch alles so gut gegangen", sagte mir ein einstiger konservativer Kanalrebell im Jahre 1915.

und die Spannung zwischen Bourgeoisie und Proletariat haben sie möglich gemacht, aber nicht unmittelbar hervorgerufen. Allerdings hat der Geist, die Mentalität der kapitalistischen Bourgeoisie wesentlich dazu mitgewirkt, die Vertreter des alten Systems zur Überanstrengung seiner Machtmittel zu verleiten und dadurch den Vertretern der sozialen Revolution einen überaus wirksamen Agitationsstoff zu geben. Aber die kapitalistische Wirtschaftsform als solche war bei uns keineswegs derart abgewirtschaftet, daß der Sozialismus als schlechthin überlegene und einzig noch mögliche Wirtschaftsform sie hätte beiseite stoßen können. Für den Sozialismus kam die Revolution, wie seine realpolitisch denkenden Vertreter sich wohl eingestehen werden, im Grunde zu früh. Einen arg zerstörten, blutleeren Wirtschaftsorganismus wieder aufzubauen, wird ihm viel schwerer fallen als dem Kapitalismus. Der Gemeinsinn und das Pflichtgefühl der Massen sind noch lange nicht reif genug, um eine sozialistische Gemeinwirtschaft im vollen Umfange zu tragen. Das ist die schlimme und gefährliche Situation, in die uns die Katastrophe des alten Systems versetzt hat. Alles kommt deswegen darauf an, daß die Lebenskräfte, die in den gestürzten alten Ordnungen des Staates und den bedrohten alten Ordnungen der Wirtschaft noch vorhanden sind, mit den neuen, noch nicht reifen, aber zur rascheren Reife jetzt gezwungenen Ideen des Sozialismus in Arbeitsgemeinschaft treten, um die gähnende Lücke auszufüllen, die durch den Sturz der alten Autoritäten entstanden ist, um die Revolution aus einem negativen in ein positives Ereignis umzubilden.

Das ist das Bild der Zusammenhänge, das ich zu geben vermochte, wie es sich mir im Laufe der letzten Jahre geformt hat in steter Fühlung mit unterrichteten und politisch verantwortlichen Persönlichkeiten. Der Grundgedanke unseres Kreises war dabei immer: Deutschland zu bewahren vor einer Niederlage und einer Revolution. Darum bemühten wir uns um den Verständigungsfrieden mit unseren Gegnern und kämpften an gegen den Annexionismus und den verschärften Unterseebootkrieg, die ihn unmöglich machten. Darum bemühten wir uns auch im Innern um einen Verständigungsfrieden zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft, um ein Kompromiß zwischen Monarchie und Demokratie, zwischen Kapitalismus und Sozialismus. Wir waren für das Maß in allen Dingen. Wir kämpften für die reine, tiefer verstandene Staatsräson gegen die elementaren Leidenschaften von hüben und drüben, wie einst in den Hugenottenkriegen die kleine „Partei der Politiker" sich bemüht hat, den Haß der Konfessionen zu überwinden und das gemeinsame Staats- und Nationalinteresse zur Geltung zu bringen. Wir haben vergebens gekämpft. Die Nachwelt wird unser Streben, wie wir hoffen, ehren, aber vielleicht uns den Spruch schreiben, daß die mittlere Linie, die wir gehen wollten, ungangbar war, weil die geschichtlich entwickelten und jetzt in Bewegung gesetzten Kräfte hüben und drüben. im äußeren wie im inneren Kampfe, zu elementar, zu starr, zu unversöhnlich waren, um durch ein Kompromiß vertragen werden zu können. Vielleicht mußte sich unser Schicksal ausbrennen wie der Krater eines Vulkans.

Und doch können und wollen wir auch nach der Revolution nicht aufhören, den mittleren Weg zu suchen. Denn war unser Streben und waren die politischen Schritte, die in unserem Sinne waren, wirklich ganz umsonst? Es ist ja doch, bisher wenigstens, keine völlige Revolution der Staats- und Gesellschaftsordnung bei uns erfolgt. Sondern die Organe des alten Obrigkeitsstaates haben sich sogleich, eben unter dem Zwange der Staatsräson, in den Dienst des neuen Volksstaates gestellt, und dieser muß, um das Chaos abzuwehren, auf Schritt und Tritt wieder anknüpfen an die alten Ordnungen und ihre Vertreter zu Hilfe rufen. Und alle früheren Versuche zum sozialen Frieden tragen jetzt, zwar nicht vollkommene, aber auch nicht verächtliche Frucht. Schon Bismarck hat, wenn er auch durch das harte Sozialistengesetz die Massen dem Staate entfremdete, doch durch die soziale Gesetzgebung gleichzeitig Wege zum Ausgleich und zur Wiederversöhnung beschritten, und unvergessen wird es auch dem Kaiser bleiben, daß er zu Beginn seiner Regierung das Sozialistengesetz fallen ließ und immer wieder, wenn auch leider inkonsequent, die Sozialreform versucht hat. Sein groß empfundenes Wort zu Beginn des Krieges: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche", blieb zwar ohne die raschen reformerischen Taten, die ihm hätten folgen müssen, aber hat doch eine mildere Atmosphäre zwischen den Parteien mit schaffen helfen. Der Eintritt der Sozialdemokraten in die nationale Kampfesfront in den Augusttagen von 1914 war der Anfang des Prozesses, den wir uns wünschen müssen, der aus zwei Völkern ein Volk machen soll. Trotz

aller Risse, die der Fortgang des Krieges und die Revolution dann in unser inneres Leben wieder gebracht hat, sind sowohl im bürgerlichen wie im sozialistischen Lager einsichtige und verständigungswillige Kräfte wirksam. Man wagt nicht zu prophezeien, daß sie sich unter allen Umständen gegen die physische und moralische Zerrüttung durchsetzen werden. Aber den Glauben und die Hoffnung auf die Regeneration unseres Volkes dürfen wir nicht aufgeben.

III.

Der nationale Gedanke im alten und neuen Deutschland.[1]

Bis vor kurzem habe ich an die Sturmfestigkeit des Bismarckschen Reichsbaus geglaubt, — trotz der Kassandrastimmungen, die mich seit Anfang des Jahres 1916, wo ich zuerst von dem Plane des radikalen Unterseebootkrieges hörte, zu beschleichen begannen. Ich hoffte, daß der Reichsorganismus standhalten und selbst schlimmstenfalls den Verlust der Reichslande vertragen würde. Dabei war ich mir freilich des inneren Risses, der durch ihn ging, schon längst bewußt. Die Entfremdung der Massen vom Staate, hervorgerufen durch das Übergewicht des Herrschaftsgedankens, des von Preußen getragenen konservativ-militaristischen Prinzips im Reiche, sah ich als eine fundamentale Schwäche unseres öffentlichen Zustandes an, die im Falle eines Krieges furchtbar hervortreten könne. Wenn ich trotzdem nicht aufhörte zu hoffen und zu glauben, so stützte ich mich einmal auf den Trost der geschichtlichen

[1] Im Dezember 1918 geschrieben, zuerst im Deutschen Willen (Kunstwart) 1. und 2. Februarheft 1919 veröffentlicht.

Erfahrung, daß der Zwang der Lage, der Diktat und Primat der auswärtigen Politik, das Grundbedürfnis der Selbstbehauptung nach außen, letzten Endes auch unsere innere Politik noch einmal wenden und zur Versöhnung mit den Massen treiben werde. Weiter aber verließ ich mich darauf, daß die Bismarcksche Reichsgründung doch nicht nur auf preußischem Militarismus, auch nicht nur auf stärksten wirtschaftlichen Notwendigkeiten, sondern auch auf höchst lebendigen geistigen Wurzeln, auf der durch ein Jahrhundert hindurch, aus mannigfaltigsten und reichsten Ansätzen zusammenwachsenden, organisch und mächtig sich entfaltenden nationalen und nationalstaatlichen Idee beruhe. Meine Liebe und meine Forschung war der Geschichte dieser Idee gewidmet. Und weil ich dabei sah, in wie viel wunderlichen und quer durcheinander strebenden Formen sie bei uns erschienen ist und wie viel scheinbar ganz Fremdartiges sie mit sich schleppte und durch wie viel Widersprüche und Konflikte sie sich hindurchwinden mußte, ehe sie zur historisch voll wirksamen Kraft wurde, so wurde ich einmal sehr optimistisch gestimmt auch für die Zukunft. Ein so intensives, so viel Widerstände durchschlagendes und sich assimilierendes Ferment konnte sich, zumal wenn man auf alle gleichartigen Bewegungen moderner Völker blickte, noch nicht so bald ausleben. Weiter wurde ich aber auch sehr duldsam gestimmt gegen jene Widerstände, weil sie, von einem höheren Standpunkte aus gesehen, nicht immer nur Feinde, sondern auch, wenn auch noch so seltsame und widerwillige Bundesgenossen der nationalen Idee und der nationalen Aufwärtsentwicklung gewesen sind.

Fichtes Weltbürgertrost von 1804, als er dem sonnenverwandten Geiste das Recht zuschrieb, sich von dem Boden des eigenen Staates, wenn dieser gesunken sei, dahin zu wenden, wo Licht sei und Recht — erschien mir jetzt nicht mehr als schlechthin fremdartig, als krasser Widerspruch zu dem nationalen Troste seiner Reden an die deutsche Nation, sondern als innigst und wesenhaft mit ihm verbunden, als notwendige Entwicklungsstufe zu ihm hin, als Emanation einer und derselben Urkraft, die, mit anderen Kräften und Einflüssen aus Geist und Wirklichkeit sich gattend, Form auf Form hervorbringt. Und wenn Gneisenau 1812 einen Rest von Freiheit für deutsche Menschen dadurch retten wollte, daß er Nordwestdeutschland mit England vereinigen und mit der englischen Konstitution beglücken wollte, so sah ich auch darin keine völlige Verleugnung seines nationalen Wirkens, sondern einen, nur eben krampfhaft verschrobenen und in die Irre gehenden Versuch, echt deutsch empfundene Weltbürgerlichkeit und Humanität zu retten vor undeutscher Sklaverei, Nation zu bleiben auch in unnationalen Formen. Und so erhielt fort und fort die nationale Flamme im 19. Jahrhundert neuen und anderen Brennstoff, wurde von einem Herde auf den anderen übertragen, hier in dickem schweren Rauche kaum sichtbar und unrein, dort nur ein Fünkchen in der Asche und selten, nur zu selten in ganz reiner Glut und Schönheit sich offenbarend. Auch in den engherzigen Reaktionären des Vormärz, die für nichts anderes zu sorgen schienen als für Gutshof, Kirche und Thron, die die nationale Einheitsbewegung starr ablehnten, lebte

doch, wenn man genauer hinsah, ein besonderes, recht lebendiges nationales und sogar nationalstaatliches Ideal, das uns Bismarcks Nationalpolitik verständlich machen hilft. Und ebensowenig fehlte ein solches bei den Demokraten von 1848, die sich mit Polen und Franzosen verbrüdern wollten.

Dann aber kam die Zeit der großen Flußregulierung für den nationalen Gedanken, und Bismarck war der Strombaumeister. Kiesmassen, die den Lauf bisher hierhin und dahin gelenkt hatten, wurden ausgebaggert, Rinnsale abgelenkt, tote Läufe ausgetrocknet. Die kleindeutsch-preußische Lösung wies, so schien es nun, endgültig und unvermeidlich mit scharfem Schnitt die österreichischen Stammesbrüder aus dem deutschen Nationalstaate. Und wie konnten und durften in ihm jetzt noch solche weltbürgerlichen Velleitäten, wie sie Fichte, Gneisenau und die Demokraten von 1848 gehabt hatten, sich regen? Eine Goethesche Haltung zur Nation wie die von 1813 erschien jetzt und fortan als undenkbar, und Nietzsches Stellung zu seinem Volkstume mußte von den Zeitgenossen als verzerrtes Renegatentum aufgefaßt werden. Breit und mächtig und zugleich schnurgerade schien jetzt der Strom der nationalen Idee im neuen Reiche dahinzufließen, eingehegt und eingeschränkt von den steinernen Mauern des preußischen Militärstaates, fähig, fortan die stärksten Lasten zu tragen. Das bunte, reizvolle Bild der früheren sich selbst überlassenen Natur war verschwunden. Wir verzichteten ohne Schmerz darauf, weil auch so viel Übles und Ungesundes aus dem nationalen Leben damit verschwunden war,

weil wir, beglückt durch die endlich erreichte Einheit, zugleich der Riesenkraft uns bewußt wurden, die sie uns gab. Es war, trotz aller Mängel, die wir schon während ihres Durchlebens leidend empfanden, eine sehr potente Zeit, mögen auch ihre großen Leistungen mehr materieller als geistiger Natur gewesen sein. Aber war es denn wirklich, wie jetzt oft übertreibend behauptet wird, eine so entgeistete Zeit, daß man froh sein müßte, ihr entronnen zu sein? Fragen wir, das heißt diejenigen, die wir schon in ihr gegen die Hybris ihrer Machthaber ankämpften, weil wir das Grollen in der Tiefe und das Wehen neuer Dinge verspürten — fragen wir jetzt doch nur unsern unmittelbaren Instinkt, unsere erste Gefühlsregung, als diese Zeit jetzt in der deutschen Novemberrevolution endgültig zusammenbrach. Unersetzliches fühlten wir gefährdet, nicht nur alte lieb gewordene Einrichtungen, die schließlich durch neue ersetzt werden könnten, sondern auch innerste Voraussetzungen der echten Kultur, geistige Freiheit für das Individuum, die durch eine andauernde Herrschaft des Proletariats viel schwerer bedroht werden würde, als durch den Druck des alten Obrigkeitsstaates. Nein, es ließ sich auch unter ihm schon geistig leben. Man konnte sich differenzieren und individualisieren nach Herzenslust, ähnlich wie man es einst in der Biedermeierzeit trotz ihres reaktionären Oberregiments, und damals noch viel schöner und erfolgreicher, vermocht hat. Man wird vielleicht auch von den vorauguſtlichen Zeiten einmal sagen, was man in Frankreich nach der Revolution gesagt hat: Wenn man wissen will, was leben heißt, muß man vor 1789 gelebt haben.

Und doch war unser ancien régime genau ebenso dem Untergange geweiht, wie einst das französische. Nur ging es nicht unter, wie dieses, in Verfall und Schwäche der herrschenden Gewalten, sondern nach gewaltigster Kraftleistung derselben. Der von Bismarck regulierte Strom des deutschen Nationallebens hat über vier Jahre die ungeheuren Lasten dieses Weltkrieges zu tragen vermocht, — das fordert geschichtlichen Respekt vor ihm! Welch eine geschichtliche Aufgabe wird es einst sein, die Ursachen und Gründe unseres Zusammenbruchs und damit des Zusammenbruchs unseres alten Systems ganz ohne Haß und Gunst, aber mit historischer Liebe für alles Lebendige und mit gerechter Schärfe für alles Absterbende und Tote in ihm darzustellen.

Und ganz besonders schwer ist es nun, diese Aufgabe des Zusammenschauens und wiederum Trennens des Lebendigen und des Erstarrenden gegenüber dem nationalen Gedanken, wie er sich zwischen 1871 und 1918 entwickelte, zu üben. Denn unmerklich ging hier das eine in das andere hinüber. Was uns im einen Augenblicke an ihm hell erscheint, wird schon im nächsten Augenblicke dunkel beschattet. Was uns eben als langersehnte Reife organisch wachsender Triebe entgegentrat, trug vielleicht taube Frucht oder schoß unaufhaltsam ins Kraut. Seit einem Jahrhundert drängten die Wortführer der nationalen Idee darauf, daß das deutsche Volk aus einem Volke der Träumer und Denker zu einem Volke der Täter und Schaffenden würde. Paul Pfizer klagte über den Gedankenüberfluß, an dem der Deutsche wie an einem Schnupfen litte. Heinrich von

Treitschke stellte in seiner Frühzeit das Ideal eines nationalen Menschentums auf, das feine Humanität und herzliches Verständnis für die Vielgestaltigkeit des Lebens mit entschlossener, derber und rücksichtsloser Kraft des Handelns vereinigen sollte. Beide verlangten, daß der nationale Gedanke sich konzentriere auf den Aufbau des deutschen Nationalstaates, und doch dabei alle humanen Werte, die er aus der deutschen Kultur in der Zeit der Staatlosigkeit und Zersplitterung in sich aufgenommen hatte, bewahre. Ist diese Synthese gelungen? Wohl erscheint sie verkörpert in einer Fülle deutscher Persönlichkeiten der letzten Generation. Der einzelne Mensch konnte sie erringen und dann hoffen, daß sie auch das Gesamtleben beherrschen würde. Aber eben durch das Gesamtleben der Nation wurde sie ungeheuer gefährdet und bald zerbrochen. Die großen, neu sich zusammenballenden Kollektivkräfte der politischen Parteien, der wirtschaftlichen und sozialen Interessen legten Hand auf den nationalen Gedanken und suchten ihn einseitig in ihren Dienst einzuspannen. Er wurde zu einer Etikette, die man aufklebte, zu einem Reklameschlagwort für rein praktische Bestrebungen, zu einem sicheren Schilde, den man vorhielt, um den besonderen Vorteil einzelner Gruppen zu verteidigen. Und auch wo das nicht der Fall war, wo er wirklich rein gesinnungsmäßig als ideales Band des Volkslebens empfunden wurde, verflachte er nur zu leicht zum Hurrapatriotismus des Kriegervereinlers oder Korporationsstudenten. Er wurde dabei zum unbeweglichen Dogma, zum Kanon, so wie einst die lebendigen Gedanken Luthers

in der Konkordienformel erstarrten. Er erschien ja nun ein für alle Male festgelegt und inkarniert in der Bismarckschen Lösung der nationalen Frage. Alle Wege der deutschen Geschichte schienen mit zwingender Notwendigkeit in diese und nur in diese Form einzumünden, und alles, was vordem geschah, mußte nur geschehen, damit erfüllet wurde, was 1871 geschah. Wir Historiker haben uns an dieser Kanonisierung des nationalen Entwicklungsprozesses in erster Linie beteiligt; wir wurden nicht müde, in allen früheren Lösungsversuchen des nationalen Problems das Gebrechliche, Undurchführbare, Utopische nachzuweisen und sie an Bismarcks Werke als untrüglichem Maßstabe zu messen. Ach, wir fühlten uns gar zu sicher in der von ihm geschaffenen Welt und wurden gar zu leicht hochmütig und überheblich gegen diejenigen, die sich das einige Deutschland einst anders gedacht hatten. Ich erinnere mich noch, wie ich bei meinen Untersuchungen über den Pfizerschen Gedanken der Zerschlagung Preußens ihn zwar gleich mit höchstem Interesse, aber doch zuerst noch ganz mit orthodox-Bismarckischer Auffassung aufgriff und erst allmählich, als ich ihn latent fortwirken sah in den Kämpfen zwischen Reichsregierung und Parteien und den lähmenden Gegensatz zwischen preußischen Gewalten und Reichsgewalten nun unmittelbar vor Augen hatte, das große Fragezeichen entdeckte, das in der Bismarckschen Lösung der deutschen Verfassungsfrage noch unbeantwortet steckte. Von diesem Punkte ausgehend, wurde ich wohl immer kritischer gestimmt gegen unsere innere Entwicklung, aber überschätzte dabei noch immer bis zuletzt die Tragfähigkeit und innere

Lebenskraft der altpreußischen Fundamente. Kurz, auch wir Historiker, die wir doch dem Wandel der Dinge unsern Sinn zuwenden sollten, dachten nicht genug an das Wort: „Und alle Güter sind trüglich."

Dies also war die eine Gefahr für den nationalen Gedanken in dem verflossenen Zeitraum, daß er in eine gar zu enge und starre Verbindung mit einem bestimmten Verfassungszustande der Nation geriet und gar zu häufig für bestimmte Sonderinteressen innerhalb der Nation mißbraucht wurde. Daraus erwuchs nun sofort die andere Gefahr, daß er einen wesentlichen Teil seiner bisherigen geistigen Triebkräfte verlor. Er war einst aufgewachsen in engster Verbindung und Lebensgemeinschaft mit dem Humanitätsideal unserer großen klassischen Epoche. Die Humanität, die man damals erstrebte, sollte nicht etwa einen verwaschenen Durchschnittstypus menschlicher Tugenden darstellen, sondern die kräftigste und feinste Individualität des einzelnen entwickeln. Und eben weil man den unvergleichlichen Lebenswert der Individualität erkannte, — entdeckte, schätzte und liebte man sie auch an der eigenen Nation, und nicht nur an ihr, sondern aus Welt und Menschheit umfassender Gesinnung auch an allen Nationen. Wohl konnten und mußten, als man vergewaltigt wurde durch eine fremde Nation, auch Zorn und Haß gegen sie sich regen und das bedrohte Dasein der eigenen Nation verteidigen helfen. Aber die humane Grundgesinnung, die über die Grenzen und Interessen der eigenen Nation hinaus ewige allgemeingültige Sittengebote anerkannte, blieb unerschüttert. Man reagierte gegen die Fremd-

herrschaft nicht mit der Lehre vom unbedingten nationalen Egoismus, sondern mit der Lehre vom Völkerbunde, und ein Völkerbund ist es, was man niemals vergessen sollte, gewesen, mit dessen Hilfe Preußen und Deutschland die verlorene Freiheit und nationale Selbständigkeit wieder eroberte. Der Völkerbundsgedanke war freilich damals noch nicht dauernd zu verwirklichen, weil er sogleich nach erfochtenem Siege mißbraucht wurde zur heiligen Allianz der konservativen und legitimistischen Interessen. Es war auch historisch unvermeidlich und tiefberechtigt, daß im Zeitalter der nationalen Einigungskämpfe alle die weltbürgerlichen Bestandteile, die der nationale Gedanke in Deutschland bisher in sich beherbergt hatte, nach und nach zurückgedrängt wurden und dafür die Lehre vom nationalen Egoismus, durch Bismarck verkörpert, hart und rücksichtslos emporstieg. Wir können uns auch heute noch nicht denken, wie Bismarck durch andere Methoden hätte zum Ziel gelangen können. Er war nicht härter und rücksichtsloser in ihrer Anwendung als Cavour und Napoleon III., und der nationale und staatliche Egoismus ist und bleibt eine immanente Lebensfunktion der Völker und Staaten, die durch alle Ideologien immer wieder durchschlägt. Nur vergröberte man bei uns hinterdrein das Bismarcksche Rezept und vergaß, daß sein staatlicher Egoismus, soweit er sich nach außen kehrte, immer nur ein wohlverstandener und weise sich beschränkender und zumal nach 1871 sehr behutsam in der Welt auftretender gewesen war. Es kam der Machtrausch der Alldeutschen, die mit der Faust auf den Tisch schlugen und mit der Faust ein deutsches Weltreich zu gründen hofften.

Und so klein die Zahl der eigentlichen Alldeutschen auch blieb, so wurden sie doch der stärkste Ausdruck eines mehr und mehr in den gebildeten Schichten der Nation sich ausbreitenden Geistes. Wir strebten in die Höhe, wir wollten Weltpolitik treiben und ein Weltvolk werden. Das war so natürlich und organisch, daß wir uns auch jetzt darüber keine Vorwürfe zu machen brauchen. Aber wir taten es mit falschen Mitteln, stürmten zu früh und unbesonnen in die Zone der Gefahren hinein und erregten zugleich durch unsere kraftmeierischen Gesten das Mißtrauen der ganzen Welt. Als uns dann von England zugemutet wurde, unsere überhitzte Flottenbaupolitik zu mäßigen, hielten wir es — auch ich habe damals so gedacht — für ein Gebot der nationalen Ehre, dieser Zumutung zu trotzen und unsere Autonomie in Rüstungsfragen zu wahren. Gewiß war jene Zumutung demütigend für uns, gewiß war unsere Aufwallung dagegen höchst natürlich; aber wir vergaßen, daß in Machtfragen nicht die Empfindung, sondern ausschließlich die nackte Staatsräson entscheiden darf, und diese gebot uns, einem Kriege mit England auszuweichen selbst um den Preis eines vorübergehenden Prestigeverlustes.

Unser nationales Denken begann also wiederum unpolitisch zu werden und die Empfindung über das Interesse, das wohlverstandene Interesse des Staates zu stellen. Wir wurden unpolitisch aus falsch verstandener Politik, aus einem Überschuß von Streben und Wollen, von sehr begreiflichem und elementarem, aber blinden und ungezügelten Wollen. Es war der Voluntarismus, das Kennzeichen der ganzen Epoche seit 1850, der hier sich auswirkte

und über die Ufer trat. Er wurde auch nicht nur, wie man wohl zuweilen übertreibend gemeint hat, vertreten von der vorwärts stürmenden kapitalistischen Bourgeoisie, sondern auch von den Beamten- und Gelehrtenschichten des gebildeten Bürgertums. Auch in ihnen vergröberten sich die einstigen nationalen Ideale, und das gesunde Selbstgefühl und der Stolz auf alle unsere geschichtlichen Eigenwerte, den wir uns im Zeitalter der Reichsgründung errungen hatten, entartete vielfach zu einem hohlen und konventionellen Kultus unserer politischen und sozialen Lebensformen. Man wurde in ihrer Aufrechterhaltung hart und hochmütig gegen innere und äußere Opposition. Der Klassenkampf gegen die Sozialdemokratie wurde nach Bismarcks verhängnisvollem Vorbilde mit Unverständnis für die Psyche der Massen weitergeführt. Man darf und muß es heute mit allem Nachdrucke aussprechen: das Ideal der Humanität, diese schönste Blüte unserer klassischen Epoche, hat schweren Schaden bei uns erlitten und ist in unsern führenden sozialen Schichten stark zurückgewichen vor dem Gelüste, eine bevorzugte Herrenschicht gegenüber den niederen Klassen und ein Herrenvolk gegenüber den fremden Nationalitäten darzustellen. Und hier wirkten nun auch die Überlieferungen des altpreußischen Militarismus mit. Das preußische Heer mit seiner unvergleichlichen Zucht und Disziplin hatte durch Friedrich Wilhelm I. einst nur geschaffen werden können durch schärfste Anspannung des Autoritätsgedankens, durch schärfste Ausbildung der Zäsur zwischen Offizierkorps und Mannschaften. Niemals zwar, und erst recht nicht nach dem jetzigen Zusammenbruche,

dürften die lebendigen sittlichen Kräfte des altpreußischen Wesens und insbesondere des preußischen Offizierkorps vergessen werden. Sie haben sich auch im Weltkriege wieder und oft großartig bewährt. Aber das Ende des Krieges brachte die erschütternde, nie vorher für möglich gehaltene Erfahrung, daß die Autorität des Offizierkorps, dieser Grund- und Eckstein des altpreußischen Wesens, zusammenbrach. Ein einziger starker Riß zwischen Offizieren und Mannschaften, der an einer Stelle entstand, vermochte sich mit Windeseile innerhalb weniger Tage durch das ganze Riesenheer fortzupflanzen und die Schöpfung von Jahrhunderten zu erschüttern. Das beweist, daß etwas sehr faul gewesen sein muß im preußischen Heeresorganismus. Die Zäsur zwischen Offizierkorps und Mannschaften, zwischen den Idealen, Empfindungen und Sitten des einen und der andern war zu tief, zu starr geworden. Auch hier, an dieser allerwichtigsten Stelle unseres bisherigen politischen Systems, hatte der Herren- und Herrschaftsgedanke den Humanitätsgedanken erdrückt. Und gerade von dieser Stelle aus war durch das Medium des Reserveoffizierwesens dies Übel verbreitet worden in die höheren Schichten unserer Gesellschaft.

Alles das hängt nun auch mit der Entwicklung und dem Schicksale des nationalen Gedankens in Deutschland aufs engste zusammen. Es war ja eine allgemeine und furchtbare Katastrophe, die die Kieler Matrosen über unser ganzes nationales Leben heraufgeführt haben, als sie durch ihre Gehorsamsverweigerung den Anstoß zur Revolution gaben. Denn die Revolution hat unser Unglück unübersehbar

gesteigert, uns dem äußeren Feinde gegenüber vollends wehrlos gemacht und im Innern unausdenkbare Gefahren heraufgeführt. Unsere Lage wäre unvergleichlich besser, wenn die Umgestaltung unsres ganzen Staatswesens, die an und für sich schlechthin notwendig geworden war, in den gesetzlichen Bahnen geblieben wäre, die unter der Reichskanzlerschaft des Prinzen Max beschritten wurden. Hätten die Kieler Matrosen und die Massen der Soldaten, die ihrem Beispiele folgten, mehr nationalen Instinkt gehabt, so würden sie im Augenblicke der höchsten Not des Vaterlandes ihm nicht diese furchtbare Wunde zugefügt, dies nationale Verbrechen begangen haben. Das muß man aussprechen und aufs bitterste beklagen — aber auch ursächlich begreifen. Der nationale Instinkt unserer Massen ist zum nicht geringen Teile deswegen so ungenügend entwickelt, weil ihnen der nationale Gedanke nur zu oft in einer Form entgegentrat, die sie abstieß, weil sie die Klassen- und Herrenmotive, mit denen er verquickt wurde, witterten. Unsere Massen waren, das hat doch der Krieg überwältigend gelehrt, ganz gewiß nicht unnational gestimmt, aber sie waren ganz und gar nicht zu haben für die offizielle und konventionelle Form, die der nationale Gedanke in unseren bisher führenden Schichten angenommen hatte. Darum war die von oben her betriebene „Aufklärungsarbeit" im Heere und die Tätigkeit des Kriegspresseamts in der Heimat psychologisch so grundfalsch gedacht. Darum hat auch die Vaterlandspartei, die den nationalistisch überreizten nationalen Gedanken innerhalb der gebildeten Schichten noch mehr reizen wollte, den Riß zwischen diesen und

den Massen so verhängnisvoll vergrößert. Nun stehen wir heute entsetzt und erschüttert auf einem Trümmerfelde unserer nationalen Hoffnungen, nicht nur der falschen, überspannten, die der Nationalismus gezüchtet hatte, sondern auch der gesunden und guten, die aus einer wahrhaft reinen und lebendigen nationalen Idee entspringen durften.

Wir sagten uns zu Beginn des Krieges, daß nur Sieg oder Untergang unser Los sein können, und diese Empfindung gab uns Riesenkräfte. Nun, wo uns trotz unzähliger Siege auf den Schlachtfeldern der Endsieg versagt und ein grauenhaft opferreicher und schmachvoller Friede uns aufgenötigt worden ist, müssen wir an tiefere Empfindungen in uns appellieren, um nicht wahrhaftig unterzugehen, um die Kraft zum Wiederaufbau unseres nationalen Daseins zu gewinnen. Nun gilt es wieder wie vor hundert Jahren, vom Zeitlich-Vergänglichen zum Ewigen uns zu erheben und einen scharfen Schnitt zu machen zwischen der Welt der sinnlichen Erfahrung, die uns hoffnungslos zerschlagen zu Boden geworfen hat, und der Welt des Geistes, die uns wieder aufrichten soll.

Aber wie kann der nationale Gedanke, der doch für uns moderngeschichtlich denkende Menschen nun einmal eine geschichtlich-empirische, also auch zeitlich vergängliche und gebrechliche Kraft ist, in die Sphäre des Ewigen und Reingeistigen hinaufgehoben werden? Zunächst haben wir uns darauf zu besinnen, daß ja alle geistigen Gedanken der Menschheit, selbst die des höchsten religiösen Aufschwungs, immer und immer einen solchen empirischen Erdenrest

mit sich führen und uns immer nur an die Pforte, auf den Grenz- und Aussichtsberg zu reiner Geistigkeit und Ewigkeit führen. Auf ihn gelangt man, indem man von ihnen abstreift, was man nur irgend vermag, von irdisch-vergänglichen Bestandteilen. Und eine solche Reinigungsarbeit haben wir jetzt mit dem nationalen Gedanken gründlichst vorzunehmen. Er war, so sahen wir, gar zu sehr verwachsen mit sinnlichen Interessen und entgeisteten Anschauungen unserer höheren sozialen Schichten. Er war aber auch noch eng verkettet mit geschichtlichen Kräften und Institutionen höherer Art, die wir für dauerhafter hielten, als sie sich erwiesen haben. Die Form der nationalen Einheit, die uns Bismarck gegeben hatte, das Kaisertum der Hohenzollern, das ruhmgekrönte Heer mit seiner allgemeinen Wehrpflicht, seinem ritterlich-stolzen Offizierkorps und seinem preußischen Kriegsherrentum, überhaupt die eigenartige Verbindung, aber zugleich auch Reibung von strenger geschichtlich verwurzelter Autorität und persönlicher Freiheit und Charakterbildung, die wir bisher hatten, — sie erschienen uns bisher auch als ganz unentbehrliche und schlechthin wesentliche Stücke unserer nationalen Welt. Wir haben sie nicht leichtsinnig geopfert, aber sie sind uns zerschlagen worden durch die Revolution, und wir haben dadurch blutenden Herzens erfahren müssen, daß sie den Keim des Verfalls schon in sich getragen haben müssen, als sie uns noch das „trügende Bild lebender Fülle" boten. Aber eben diese furchtbare Erfahrung drängt uns nun dazu, unsere Zuflucht bei den schöpferischen Quellen aller nationalen Lebensformen zu suchen und auf den Lebenswillen einer nicht

sterben wollenden Nation zu vertrauen. Dieser Lebenswille fordert heute in allererster Linie, daß eine ganz neue feste Form des nationalen Staates geschaffen werde, eine solche, die uns so wenig wie irgend möglich voneinander trennt und die allen Schichten des Volkes politische Freiheit und politische Mitarbeit am Ganzen sichert. Nur die demokratische Republik kann dies heute leisten, und alle Herzenswünsche müssen heute schweigen vor der Pflicht, an ihrem Aufbau redlich mitzuwirken. Mag sie auch mit ebenso viel Mängeln behaftet sein und bleiben wie das gestürzte System, mögen wir wiederum nur vergängliches Menschenwerk mit ihr betreiben. Aber das ist doch der unsterbliche Sinn des nationalen Gedankens, daß er in immer neuen Gestaltungen sich offenbaren will und muß und in allen diesen Metamorphosen, die der Wandel der Dinge fordert, doch seine innere geistige Kontinuität zu erhalten vermag. Vertrauen wir darauf, daß alle wirklich lebendigen Werte unserer Vergangenheit auch in die neuen Formen hinüberzuströmen vermögen, wenn nur diejenigen, die sie bisher hüteten, dazu mithelfen. Dann aber muß endlich der erste und unentbehrlichste dieser Werte, die nationale Einheit der Volksgemeinschaft, voller und zugleich tiefer verwirklicht werden, als es bisher geschah. Voller, indem wir aus der kleindeutschen Beschränkung, die uns Bismarck aus innerem politischen Zwange auferlegen mußte und die unsere Feinde jetzt durch äußeren Zwang verewigen möchten, wieder hinausstreben zur großdeutschen Vereinigung mit unseren österreichischen Brüdern, — indem wir ferner durch ein größeres Maß von Unitarismus im Innern des

Reichs die partikularistischen Hemmungen des nationalen Staatslebens beseitigen. Tiefer, indem wir uns sagen, daß nationale Einheit und Volksgemeinschaft sich nicht mit jenem Übermaße von Klassenkampf vertragen, an dem wir bis heute litten. Der nationale Gedanke in seiner höchsten Form fordert die soziale Versöhnung der Volksgenossen miteinander und duldet nicht, daß die Nation sich in zwei miteinander hadernde Völker spaltet. Nur gegen diejenigen Volksgenossen ist es erlaubt und ist es Pflicht, entschlossen bis zum äußersten zu kämpfen, die diese Versöhnung hindern und die Diktatur der einen über die andere Klasse aufrichten wollen. Das rohe Herrentum von links, das sich in Gestalt des Bolschewismus bei uns aufzutun versucht, ist der äußerste Gegenschlag gegen das bisherige Herrentum von rechts und in nicht geringem Grade eine geistige Frucht desselben. Ziehen wir daraus die Lehre, daß der Gedanke des Herrentums überhaupt keinen Platz mehr hat in dem nationalen Gedanken, den wir jetzt neu aufzubauen haben. Herrenschichten waren und mußten auf älteren Stufen der Entwicklung wohl oft die Vertreter der Nation sein. Aber wenn die Massen zum Bewußtsein erwacht sind und ihren vollen Anteil an den Gütern der Nation verlangen, ist die Zeit für sie vorbei. Zum Herrentum sagt die Demokratie ein unbedingtes Nein, — zur Aristokratie, zur guten, auf Geist, höherer Kultur und Leistung beruhenden, stets neu sich bildenden und bewährenden Aristokratie darf und muß die gute Demokratie ein freudiges Ja sagen, weil sie ohne solche Anerkennung der Führerschaft der Besten verflacht und entartet. Wir sehen genau

die Gefahren, die hier auch unserer deutschen Demokratie von der mangelnden Selbstzucht der Massen und von den Ansprüchen der Halbbildung drohen, und wir gehen durchaus nicht mit überschwenglicher Hoffnung in die neue Zeit hinein. Aber wir verzagen auch nicht, denn die ideale Aufgabe, die wir uns stellen, gute Demokratie mit guter Aristokratie zu verbinden, ist uns von der geschichtlichen Entwicklung selber jetzt gebieterisch gestellt, — und wir können nun einmal den Glauben an Sinn und Vernunft der geschichtlichen Entwicklung nicht aufgeben. Oder soll vielmehr das der rechte Glaube sein, daß nur an den alten unwiderruflich zerschlagenen Formen des Herrschaftsstaates das Heil der Nation hänge? Das wäre kein Glaube, sondern ein Unglaube, denn er verurteilt den, der heute wirken will, zu verbitterter Unfruchtbarkeit.

Weg also mit allem gewaltsamen und privilegierten Herrentum innerhalb der Nation! Wie aber steht es fortan mit Macht und Herrschaft der Nation nach außen? Sollen wir, weil die Hybris und Übermacht unserer Feinde und die Hybris unserer eigenen Machthaber zur Zerschlagung unserer nationalen Macht geführt hat, nunmehr auf das Ziel einer selbständigen Machtstellung, das wir bisher nicht trennen konnten von unserm nationalen Ideale, auch grundsätzlich verzichten und mit weichlicher Resignation uns in das Schicksal einer Weltdienstbarkeit ergeben? Und bedeutet der Völkerbund mit Abrüstung und Schiedsgericht, zu dem wir uns jetzt bekennen, nicht eine völlige Absage auch an die gute und geschichtlich bewährte Tradition unserer Nationalpolitik? Scheiden wir zunächst genau die Begriffe Macht und Herr-

schaft. Herrschaft ausüben soll ein Volk innerhalb der Gemeinschaft der Kulturvölker nur über sich selbst und keine andere Herrschaft über sich und seine Teile sittlich anerkennen. Und wenn das Furchtbare über uns verhängt werden würde und Teile unseres Vaterlandes, die von einer deutschen Mehrheit bewohnt werden und das Gepräge unserer Kultur tragen, unter fremde Herrschaft gezwungen würden, so dürften wir nicht müde werden, dagegen zornig zu protestieren und an das Gewissen der Mit- und Nachwelt zu appellieren. Wir müssen mit aller Kraft und höchster nationaler Einmütigkeit verlangen, daß ihnen, einschließlich Elsaß-Lothringens, die volle Möglichkeit der freien Selbstbestimmung über ihr Schicksal ohne jeden militärischen und politischen Druck gegeben werde. Und vergewaltigt man sie dennoch, so werden wir, solange noch ein Funke nationalen Lebens in uns ist, solche Vergewaltigung nie vergessen können.

Aber wir sind heute wehrlos und ohne die Macht, die ein Volk haben muß, um sich frei und selbständig zu behaupten. Es hilft nichts, wir müssen uns klar machen, daß wir sie in absehbarer Zeit nicht wieder aufzubauen vermögen. Es ist anders wie nach 1807. Der moderne Krieg fordert nicht nur Männer und Waffen, sondern einen gewaltigen wirtschaftlichen Quellboden, einen Reichtum an Rohstoffen und technischen Mitteln, den wir nicht mehr haben und ohne den es Torheit wäre, zu rüsten. Aber der moderne Krieg hat auch den Siegern eine ungeheure Lehre gegeben, auf die sie, wenn sie aus ihrem Rausche erwacht sind, hören müssen. Er verleitet, einmal begonnen,

durch das riesige Ausmaß der in Bewegung zu setzenden und dann automatisch nachströmenden Kräfte und durch die Unmöglichkeit rascher Entscheidungen zwischen annähernd gleichstarken Gegnern zu einer Vergeudung und Erschöpfung des eigenen Vermögens, die keine vernünftige Politik und Staatskunst mehr zugeben darf. Und er erschüttert zugleich die sozialen Fundamente derart, daß jeder kämpfende Staat hinter sich den Abgrund der Revolution haben wird. Die Staatsräson selbst also, die bisher den Krieg nicht ausschalten konnte aus ihren Mitteln, fordert jetzt gebieterisch, daß der ernstliche Versuch gemacht werde, ihn durch Völkerbund, Abrüstung und Schiedsgericht zu unterdrücken. Und alles, was an Kultur, Humanität und Menschheitsgewissen sich regt, fordert es erst recht. Die Weltgeschichte darf nicht mit dem Selbstmorde der Völker oder der Versklavung der einen durch die andern enden. Es mag sein, daß sie dennoch sich dazu anschickt. Aber der Glaube an Sinn und Vernunft der Geschichte muß auch dieser düsteren Sorge trotzen, — sonst verdienten wir es, unterzugehen. Nicht darin wurzelt die Kraft dieses Glaubens, daß ihm eine sichere Anwartschaft auf vollkommene Durchsetzung in der Welt und auf physische Dauer seiner Werke gegeben ist, sondern daß er trotz aller Unsicherheit und Gefährdung seines irdischen Wirkens auf den geistigen und göttlichen Urgrund alles Seins vertraut.

Dieser Glaube muß nun auch unserm nationalen Gedanken die Kraft geben, sich mit neuem Inhalte an Stelle des ihm genommenen zu füllen, neue Mittel ir-

discher Selbstbehauptung zu gewinnen an Stelle der ihm zerstörten. Können wir nicht mehr Heere und Flotten aufstellen, um unser Dasein zu schützen, so können wir doch den Geist der allgemeinen Wehrpflicht erhalten und in neuen, unserer Lage angemessenen Formen pflegen, damit die Welt spüre, daß wir uns nicht dauernd wehrlos vergewaltigen lassen wollen. Redlichste Mitarbeit am Völkerbund gebe uns und ihr zugleich die Bürgschaft, daß unsere Waffen sich nur gegen die Störer des Weltfriedens richten werden. Es ist bitter genug, unter den Fußtritten Frankreichs, die wir jetzt erleiden, und im Angesicht der aufsteigenden angelsächsischen Weltherrschaft den Schutz des Völkerbundes fordern zu müssen. Aber es gibt heute keinen andern Weg zur nationalen Selbstbehauptung.

So muß auch die nationale Macht, die wir wiedergewinnen müssen, anders und innerlicher aufgefaßt werden als bisher. Sie muß in erster Linie gesucht werden in der Steigerung unserer nationalen Arbeit und in der Vertiefung ihrer Zwecke. Unsere Nation muß jetzt in ihrem Unglück zusammenrücken zur engsten brüderlichen Lebens- und Arbeitsgemeinschaft. Das muß auch der Sinn der wirtschaftlichen Sozialisierung werden, der wir entgegengehen. Sie darf nicht den freien schöpferischen Arbeitstrieb der einzelnen ertöten, auch nicht Familie und Eigentum gefährden. Aber sie muß denen, die sich bisher als Sklaven des Kapitals, als bloße Räder eines ihnen gleichgültigen Mechanismus fühlten, die Rechte und Früchte genossenschaftlicher Arbeit sichern, persönliches Interesse, Verantwortlichkeitsgefühl, Lust und Liebe für ihre Arbeit

in ihnen wecken. Überaus gefährlich ist ja die Aussicht, daß unsere Industrie durch die Erschwerung der Rohstoffbeschaffung und des ausländischen Absatzes zurückgehen und die Arbeitsmöglichkeit für unsere Massen sich mindern wird. Da kann die gemeinsame Not nun zu einem Wege zwingen, der auch neues Glück verheißt. Unser Land, unser heimischer Boden muß einen Teil des Industrievolks wieder aufnehmen und ihm auf den Gebieten des Großgrundbesitzes und in urbar gemachten Öd- und Moorländereien neue Heimstätten und Kleinsiedlungen bieten. Auch an bürgerliche Familien, deren Kinder in den herkömmlichen städtischen Berufen nicht mehr so leicht Unterkunft finden werden als bisher, wird der Ruf und die Lockung herantreten, wieder aufs Land hinauszuziehen und intensive Kleinwirtschaft zu treiben. Wenn fortan Stadtvolk zum Lande abströmt, wird auch auf dem Lande das Bedürfnis nach städtischer Kultur, nach Anregung, Verfeinerung und Verschönerung des Lebens stärker werden und befriedigt werden müssen. Die eigentümlichen Werte ländlicher und städtischer Kultur, die in unserer bisherigen Geschichte schon vereint waren im Leben des protestantischen Pfarrhauses, werden sich dann noch viel allgemeiner miteinander verbinden lassen durch eine zweckmäßige und geistvolle Kulturpflege auf dem Lande, und um gröbere Bedürfnisse zu befriedigen, muß das Kino auf die Dörfer wandern, freilich nicht mit seinem Programm von heute. Vieles davon war schon vor dem Kriege unter Sohnreys Impulsen im Gange. Unserer wanderfrohen Jugend begann die Heimat wieder ans Herz zu wachsen. Und das Deutscheste

in unserer Kunst und Dichtung ist ja nichts anderes als der Widerschein unserer Landschaft im Auge des Künstlers, — jene ganz eigene Verbindung idyllischer Herzlichkeit mit aufsteigenden, übermächtigen Unendlichkeitsempfindungen, jenes wunderlich-gotische Ineinander von Engem und Weitem, Wurzelhaftem und Himmelstrebendem, Heimatsliebe und Weltbürgersinn, das uns auf den Kuppen unserer Mittelgebirge mit ihren bescheidenen Höhen und weiten, ruhigen Blicken auf Wälder und Stromtäler und friedliche Ebenen so verständlich wird. So manchen von uns packt heute in unserm Elend eine Sehnsucht nach diesen innersten Rinnsalen unseres Empfindens, nach diesem deutschesten Deutschland in Natur und Geist. Es geht eine regenerative Kraft von ihm aus, es kann auch unserm nationalen Gedanken eine wärmere und tiefere Farbe wieder geben. Die Gefahr, daß wir darüber wieder in träumerische Beschaulichkeit und politische Gleichgültigkeit versinken könnten, besteht wahrlich nicht, wo uns der Aufbau der Wirtschaft und der Demokratie genug in Atem halten wird. Wenn es aber eine deutsche, nationale Demokratie werden soll, muß sie auch diese Gemütswerte mit achten und pflegen und mindestens auf diesem Gebiete den einheitlichen Zusammenhang mit unserer Vergangenheit suchen. Hier wird dann der Schule eine große Aufgabe erstehen, wie mir kürzlich der aus Straßburg vertriebene Leiter des elsässischen Volksschulwesens entwickelte. Wir verkennen dabei nicht die enormen Schwierigkeiten, die gerade dem geschichtlichen und vaterländischen Teile des Schulunterrichts durch den revolutionären Bruch mit unserer poli-

tischen Vergangenheit erwachsen werden. Und doch wäre es möglich, Liebe und Achtung für unsere Vergangenheit mit Vertrauen auf unsere demokratische Zukunft zu verbinden. Schon Uhland zeigte einmal einen Weg von der nationalen Romantik zur Demokratie.

Aber der revolutionäre Bruch in unserer nationalpolitischen Entwicklung bleibt bestehen, — als schwerste der Wunden, die unser nationaler Gedanke erlitten hat. Ich empfinde sie täglich und stündlich mit heißem Schmerze und verstehe die Gefühle derer, die sie überhaupt für unheilbar halten. Und sosehr es Pflicht ist, alles Wollen und Handeln jetzt den neuen, uns so ganz ungewohnten nationalen Lebensformen zu widmen, so wird doch kein bewußtes Wollen und Handeln den inneren Riß in uns Lebenden je schließen. Aber das ist das Schicksal von Revolutionsgeschlechtern überhaupt. Sie müssen es sich gefallen lassen, vom Weltenschicksal zerspalten und zerrieben zu werden, um Raum und Stoff für den Aufbau einer neuen Welt zu gewinnen. Wir haben so oft vom sicheren Parkett aus Tragödien der Menschheit uns vorspielen lassen. Seien wir tapfer, nun es uns zuteil wurde, an den Haaren ergriffen und auf die Bühne geholt zu werden!

IV.

Weltgeschichtliche Parallelen unserer Lage.[1]

Wer heute aus der furchtbaren Gegenwart in die Welt der reinen geschichtlichen Betrachtung zu flüchten versucht und in ihr einen geschichtsphilosophischen Trost zu finden hofft, muß spüren, daß auch hier der Boden unter den Füßen wankt. Unsere bisherigen Grundvoraussetzungen vom Charakter der neueren Geschichte sind gefährdet. „Sinn und Gang der neueren europäischen Geschichte, von Grund aus entgegengesetzt der antiken Geschichte, führen nicht zur Universalmonarchie, sondern zum lebensvollen Reichtum starker Nationen, die sich aufbäumen gegen jeden Versuch der Universalmonarchie." So schrieb ich 1915 in unserem Kriegsbuche „Deutschland und der Weltkrieg" und versuchte damit das Ergebnis der neugeschichtlichen Arbeit seit Ranke zusammenzufassen. Alle großen Kriege und Krisen der neueren Geschichte, wenn sie auch sehr oft unter der Gefahr einer drohenden Universalmonarchie sich vollzogen, stellten letzten Endes

[1] Zuerst im Augustheft 1919 der „Gerechtigkeit" veröffentlicht.

immer wieder ein neues Gleichgewicht, ein neues Nebeneinander selbständiger Völker und Staaten, neue Möglichkeiten für die besiegten und unterdrückten Völker, sich wieder zu erheben und ihr freies Eigenleben wieder aufzunehmen, her. Freies Eigenleben der Völker aber galt uns als Voraussetzung und Bürgschaft für das freie Eigenleben der Persönlichkeit und damit für die lebendige Weiterentwicklung aller höheren Kulturgüter. Mochten, so dachten wir Historiker, die Völker und Staaten auch weiter ihre Kriege miteinander führen, wenn nur diese Kriege nicht den Nerv der allgemeinen Völkerfreiheit ertöten, wenn nur aus ihnen immer wieder neues, freies, vielgestaltiges Leben emporblüht. So erschien uns der Krieg, hervorgehend aus dem natürlichen Machtegoismus der Staaten, nicht nur als ein Prozeß von naturhafter Notwendigkeit, sondern auch als ein zwar irrationelles, aber unentbehrliches Mittel, um Überlebtes abzustoßen und neue große Kräfte und Individualitäten der Geschichte emporzubringen. Können wir heute noch so unbedingt an diesem optimistischen Glauben und damit an einem Maßstabe unseres bisherigen geschichtlichen Urteils festhalten? Wie gerne wünschte man, daß nach 100 Jahren der unbefangene Historiker auch in dem heutigen Weltkriege und seinem für uns so entsetzlichen Ausgange ein zwar furchtbares, aber wirksames Mittel zur Erzeugung neuen großen Lebens, neuer Völker- und Einzelfreiheit, neuen ungeahnten Kulturreichtums erblickte. Aber wir haben nicht mehr das unbedingte Vertrauen darauf. Warum nicht? Nicht deswegen dürften wir irre werden, weil dieser Krieg für uns unglück-

lich ausgelaufen ist. Unglückliche Kriege können, vom höchsten Standpunkte aus gesehen, dem besiegten Volke auf die Dauer zuweilen mehr Glück bringen als glückliche Kriege. Aber der Krieg selber ist etwas anderes geworden vor unseren Augen. Früher war er ein Aderlaß, jetzt wird er zum Blutsturz der Völker. Das konnte er früher deswegen nicht so leicht werden, weil die Hilfsmittel und Reservoire der Kriegführung, wenn sie sich auch von Jahrhundert zu Jahrhundert ausdehnten, immer noch gewisse Schranken hatten, an die sie sich halten mußte, so daß die Zerstörung durch den Krieg und die Folgen des Kriegs nicht so ins Mark gingen wie heute. Man mag vielleicht den Dreißigjährigen Krieg entgegenhalten, der äußerlich gesehen ein noch viel schrecklicheres Bild der Zerstörung Deutschlands bietet als der heutige, der das eigentliche Deutschland beinahe unberührt gelassen hat. Aber dem verwüsteten Deutschland von 1648 fehlte es nur an Menschen, nicht an den physischen Mitteln, um sich wieder emporzuarbeiten. Ackerland lag verlassen und ungenutzt in Mengen da, und die fehlenden Menschen konnte man durch fleißige Kinderzeugung im Verlaufe einiger Generationen schon wieder zu gewinnen hoffen. Der komplizierte Lebenszustand dagegen, den wir durch Kapitalismus, Großindustrie und Technik und die dadurch erzeugten unerhörten Bevölkerungsmassen gewonnen haben, und dazu die moderne Staatsentwicklung mit ihrer Mobilisierung der Massen und immer weiteren Ausdehnung und Verschärfung der allgemeinen Wehrpflicht, — sie haben, indem sie dem modernen Kriege unerhörte und unermeßliche Kampfesmittel in die Hand gaben, den

modernen Krieg selber zu ihrem eigenen gefährlichsten Feind gemacht. Die moderne Kultur, die den modernen Krieg ermöglicht und mit ihrem Safte genährt hat, wird durch den modernen Krieg auf den Tod bedroht, weil nicht nur wie früher die Heere und Flotten der Völker, sondern die ganzen Völker mit ihrem lebenden und toten Inventar, mit ihrer Ackerflur, ihrem Handel, ihrer Technik, ihrer Wissenschaft, ihren Kulturleistungen und Kultureinflüssen gegeneinander kämpfen und voneinander an ihren empfindlichsten und vitalsten Stellen getroffen werden können. Das besiegte Volk kann dann, wie wir es jetzt erleben, außerstand gesetzt werden, zu existieren nach der Weise eines freien Volkes. Es kann nur noch vegetieren im Käfig. Wir können auch nicht, wie das Deutschland von 1648, unseren Menschenverlust ersetzen durch fleißige Kinderzeugung, denn haben wir noch die Möglichkeit, unsere früheren oder auch nur die uns gebliebenen Menschenmassen im eigenen Lande zu ernähren? Es bleibt uns vielleicht nur übrig, unser Dasein zu erleichtern durch Massenauswanderung, d. h. uns zum Krüppel zu machen.

Indem aber die besiegten Nationen so ausscheiden aus der Reihe der wirklich freien Völker, wird das bisherige System der neueren Geschichte und die Grundvoraussetzung unserer bisherigen Auffassung vom Wesen der neueren Geschichte radikal erschüttert. Die romanisch-germanische Völkerfamilie nimmt nicht, wie bisher nach jedem Kriege, das besiegte Familienglied in ihren Kreis wieder auf, sondern kündigt ihm das Familienrecht und

hebt damit das bisherige Familienrecht überhaupt auf. Wir werden, wie die untersten Schichten im Römerreiche, peregrini dediticii in der Welt. Verluste und Beeinträchtigungen politischer Freiheit, die andere Völker in früheren Epochen der neueren Geschichte erlebt haben, können mit unserem Schicksal nicht verglichen werden. Es ist etwas schlechthin Neues, das eine ganze große Nation als solche, einer der Hauptpfeiler des bisherigen Staaten- und Völkersystems, in die zweite Klasse der Nationen versetzt wird. Die Katastrophe, die über Österreich-Ungarn und Rußland hereingebrochen ist, schafft ebenfalls ganz neue, ungeahnte Verhältnisse. Die Welt teilt sich fortan in eine Sonnen- und eine Schattenseite des Völkerlebens. Mag sein, daß die Weltrevolution noch einmal weitergeht und alles wieder umstürzt und auch die jetzt Triumphierenden von ihren Stühlen wirft. Aber man sollte sich nicht zu sicher darauf verlassen, denn der Bolschewismus scheint in der Tat nur, wie unsere Gegner höhnen, die Krankheit besiegter Völker zu sein.

Wir müssen also mit der ernsten und schauerlichen Möglichkeit rechnen, daß der Zustand der Dinge, wie er durch den uns aufgezwungenen Frieden begründet wird, lange dauern kann, daß er eine neue Epoche in der Weltgeschichte und der romanisch-germanischen Völkergruppe einleitet, durch die sie in gänzlich andere Bahnen gelenkt wird, als sie seit Ausgang des Mittelalters galten. Während bisher alle universalistischen und imperialistischen Ehrgeize, wie sie Karl V., Philipp II., Ludwig XIV. und Napoleon I. entwickelten, immer wieder zurückgedrängt

werden konnten und Gegengewichte fanden in der europäischen Wagschale, der trutina statuum, — während auch die Heilige Allianz von 1815, deren Wesen man, nur mit neuer Ideologie, in der heutigen Entente wieder hat auferstehen sehen wollen, ein solches Gegengewicht fast von vornherein in der freieren Haltung des damaligen Englands fand, — hat die Entente innerhalb der alten europäischen Welt auch nicht eine einzige hemmende Schranke mehr sich gegenüber. Sie hat, von Japan abgesehen, das sich in vorsichtiger Fühlung mit ihr hält, die ganze Welt in ihrer Hand und innerhalb dieser Welt wohl genug zu tun, um die Interessenkonflikte zwischen den kleineren Völkern zu schlichten, aber sie hat auch nicht einen einzigen ernsthaften Gegner mehr zu fürchten. Wird der Friedensvertrag durch ein paar Jahrzehnte hindurch ausgeführt, so sieht man nicht ein, wie Deutschland wieder selbständige Großmacht werden kann. So raffiniert ist er darauf angelegt, Deutschland auf absehbare Zeit „unschädlich zu machen".

Und das erinnert nun in fatalster Weise an den Moment in der antiken Geschichte, wo Rom die Weltherrschaft zufiel. Roms Ziel war durchaus nicht etwa von vornherein die Weltherrschaft, ebensowenig wie England und Amerika dies Ziel jetzt gehabt haben. England wollte von Hause aus nie etwas anderes, als den jeweiligen Bedroher seiner Seeherrschaft und seiner insularen Sicherheit „unschädlich machen". So wollte auch Rom zuerst nur diejenigen Gegner „unschädlich machen", die seine Herrschaft über Italien und die italischen Gewässer bedrohten. Es hat zuerst mit gewal-

tiger Mühe Karthago, dann mit viel geringerer Mühe die Diadochenstaaten Mazedonien und Syrien in konsequenter Politik „unschädlich gemacht", worauf dann der dritte der großen Diadochenstaaten, Ägypten, ganz von selber unschädlich wurde. Entscheidend war der Moment, wo Perseus von Mazedonien 168 n. Chr. bei Pydna niedergeworfen wurde, — „die letzte Schlacht", sagt Mommsen, „in der ein zivilisierter Staat als ebenbürtige Großmacht Rom auf der Wahlstatt gegenüber getreten ist." Von diesem Momente an hatte Rom die Welt in der Hand, und die Schatten der Unfreiheit senkten sich über das Völkerleben des Mittelmeeres. Damit zugleich war nun auch der innere Abstieg der antiken Kultur — selbst wenn man annimmt, daß er schon vorher begonnen hatte — unaufhaltsam entschieden. Ihre Regeneration durch ganz frische Völkertriebe innerhalb der antiken Völkerwelt war nicht mehr möglich, seitdem das große Dach des römischen Imperiums den freien Wuchs dieser Völkertriebe hemmte. Nur noch allmähliches Ausklingen, Nachblüten und silberne Zeitalter waren ihr, wenn man ihre Entwicklung ganz im großen überschaut, beschieden.

Man wird vielleicht einwenden, daß die heutige Lage von der damaligen wesentlich verschieden sei, weil damals nur eine übermächtige Macht übrig geblieben sei, während diesmal vier siegreiche Großmächte dastünden, die wohl vorläufig zu einem sehr festen Konzern vereint seien, aber es schwerlich dauernd bleiben würden. So daß also doch ein wirkliches Staatensystem, nur mit merklich verringerter Anzahl der Teilnehmer, übrig bleibe und damit auch die

Hoffnung bleibe, daß ihre Spaltungen und Gegensätze auch den minder Mächtigen Luft und Raum zu eigenem Wachstum wieder verschaffen würden. Man könnte da etwa zu unserem Troste an den alten, niemals aus der Welt zu schaffenden Gegensatz der Mittelmeerinteressen Frankreichs und Italiens und an den ganz neuen, durch die Gründung des jugoslawischen Staates zwischen ihnen entstandenen Gegensatz denken und daß seit der Beseitigung Österreich-Ungarns auch die Reibungsflächen zwischen Deutschland und Italien sich vermindert haben. Aber man muß sich das eine dagegen gleich klar machen: Frankreich und Italien sind nicht mehr Großmächte ersten Ranges. Ihre Macht verhält sich zu derjenigen Englands und Amerikas kaum anders als nach dem zweiten Punischen Kriege die Macht der Diadochenstaaten zu derjenigen Roms. Schon jetzt erkennt man in Frankreich mit tiefem Verdruß, daß durch diesen Krieg die eigene Seegeltung gegenüber derjenigen Englands und Amerikas sehr gesunken ist. Schon jetzt fragt man sich in Italien, ob man den Krieg nicht im Grunde verloren habe, weil man nicht mehr in der Lage ist, mit der Flotte Österreich-Ungarns vereint im Mittelmeer das Gleichgewicht zu halten gegen Frankreich. Weil aber nun Frankreich und Italien schon unter sich rivalisieren, so wird es den beiden leitenden Großmächten, den wirklichen Weltmächten England und Amerika leicht fallen, sie niederzuhalten, indem sie den einen gegen den anderen ausspielen. Bei jedem ernsteren Interessenkonflikte, sei es Frankreichs, sei es Italiens mit der angelsächsischen Welt, wird diese in der Lage sein, spielend ihren Willen durch-

zusetzen. Frankreich und Italien sind auf dem Wege, das zu werden, was nach dem römischen Siege bei Pydna die noch übrig gebliebenen Diadochenstaaten Syrien, Ägypten und Pergamon waren: Mehr oder minder willige Klientelstaaten. Frankreich kann sich eine Zeitlang über diese Rolle noch hinwegtäuschen, weil es den grausamen Büttel gegen uns spielen darf.

Solange also England und Amerika zusammenhalten, haben sie vereint eine Machtstellung in der Welt inne, die nur mit derjenigen Roms nach dem Siege von Pydna verglichen werden kann. Sie würden vereint auch Japan in Schranken halten können, und dieses würde, wenn es sich gegen sie auflehnen würde, ein ähnliches Schicksal zu gewärtigen haben, wie wir es erlebt haben. Nur eine Weltkoalition aller Großmächte zweiten Ranges, Frankreichs, Italiens, Japans und der noch aktionsfähigen übrigen Staaten Europas würde den Druck der angelsächsischen Weltherrschaft zu sprengen vermögen. Die Aussichten auf das Zustandekommen einer solchen Koalition sind sehr gering, denn immer wird die angelsächsische Welt das divide et impera spielen können, genau so wie es Rom nach dem zweiten Punischen Kriege den noch aufrecht stehenden Mächten gegenüber spielen konnte. Dabei konnte dann Rom selbst die Hilfe der von ihm schon Besiegten gegen die noch zu Besiegenden genießen. Philipp V. von Mazedonien half wenige Jahre nach seiner eigenen Niederlage den Römern in ihrem Kriege gegen Antiochus von Syrien 190 v. Chr., und Karthago war damals wie später bereit, Schiffe, sei es gegen Syrien, sei es gegen Maze-

donien zu stellen. Auch dieses Schauspiel könnte sich noch einmal wiederholen, — etwa in dem vorläufig kaum wahrscheinlichen Falle, daß England, um ein zu anspruchsvoll gewordenes Frankreich zu dämpfen, eine leichte Erholung und Wiedererhebung Deutschlands begünstigen würde.

Aber werden denn, wird man nun fragen, England und Amerika dauernd zusammenhalten? Die Parallele mit der antiken Situation scheint schließlich doch zu versagen, wenn die Gefahr der Weltherrschaft nicht von einer einheitlichen, sondern von zwei zurzeit nur eng miteinander verbundenen Weltmächten ausgeht. Und es sei, wird man hinzusetzen, noch niemals vorgekommen, daß zwei äquivalente Weltmächte in dauernder Interessenharmonie nebeneinander gelebt und die Welt beherrscht hätten. Aber es ist, wird man darauf antworten, auch noch niemals vorgekommen, daß zwei innerlich so verwandte und homogene, durch gemeinsame Sprache und beinahe einheitliche Kultur so eng verbundene, aus der Wurzel eines und desselben Volkstums hervorgegangenen Großmächte nebeneinander existiert haben. Würden sie noch dynastisch geleitet, so könnte die Rivalität der verschiedenen Dynastien sie vielleicht ähnlich voneinander trennen, wie die ganz von ferner vergleichbaren, ebenfalls aus den Wurzeln desselben Volkstums hervorgegangenen Diadochenstaaten durch sie getrennt und verfeindet wurden. Aber es sind Volksstaaten, auf Massengefühlen und Masseninstinkten beruhend, und die Empfindung der Massen wie die Mentalität der gebildeten Schichten hat die beiden angelsächsischen Völker in den 1½

Jahrhunderten ihrer politischen Scheidung mehr zusammen als auseinander geführt. Dyarchien sind schon möglich! Wir haben auch schon einmal in der neueren Geschichte eine Dyarchie universalhegemonischen Charakters gehabt, die sehr lange zusammengehalten hat, die auch nicht an dem Konflikte der Interessen, sondern an dem Verfall der physischen Macht des einen Partners zugrunde gegangen ist, — das ist das habsburgisch-spanische System von Karl V. bis zu Philipp IV. und Leopold I. Diese Dyarchie wurde zusammengehalten durch die Verwandtschaft der beiden Dynastien, durch das gemeinsame konfessionelle Interesse und durch den richtigen Instinkt, daß man vereint miteinander auch für die besonderen Interessen jedes einzelnen Partners sehr viel mehr vermögen würde, als wenn man miteinander rivalisiere. Von weitem vergleichbar mit dem geschichtlichen Verhältnis zwischen England und Amerika ist vielleicht auch das Verhältnis zwischen Österreich und Deutschland seit 1866 und 1879. Wie sich Amerika von England losriß, so riß sich Preußen-Deutschland von Österreich los, und doch führten Interessengemeinschaft und geschichtliche Bande die Staaten und Völker wieder zusammen. Der zusammenhaltende Kitt der Gesinnungen war dabei zwischen Deutschland und Österreich sehr viel lockerer als zwischen England und Amerika, weil Österreich-Ungarn ja nur zum kleinen Teile auf deutschem Volkstum beruhte. Und dennoch würde, wenn wir uns erfolgreich behauptet hätten, der Zusammenhalt zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn noch enger geworden sein als bisher, und der mitteleuropäische Gedanke einer deutsch-österreichi-

schen Dyarchie wäre in irgend einer Form verwirklicht worden. Eine solche deutsch-österreichische Dyarchie hätte bei den Machtverhältnissen der Welt zwar niemals einen universalhegemonischen, sondern nur einen defensiven Charakter tragen können. Aber wir wollen uns ja auch nur klar machen, daß Dyarchien von Großmächten überhaupt möglich sind.

Es läßt sich nun natürlich immer die ewige Dauer und Haltbarkeit solcher Dyarchien, wie sie England und Amerika darstellen, anzweifeln. Es läßt sich stets einwenden, daß nach alter Erfahrung der Gegensatz realer Staatsinteressen auch die sentimentalste Gefühls-, Sprach- und Kulturgemeinschaft wieder sprengen kann. Das ist möglich. Aber wir sollten nicht zu bestimmt und bald darauf rechnen. Die englisch-amerikanische Dyarchie kann lange, sehr lange dauern, weil auch die realen Interessen der beiden Völker lange, sehr lange zusammengehen können. Sie haben gegen Japan ein und dasselbe Interesse. Sie können nicht wünschen, daß Japan China und Ostasien in seine Hand bekommt, weil dann Indien, Australien und das amerikanische Interesse im Stillen Ozean gefährdet wären. Sie müssen gemeinsam Japan kurz zu halten versuchen. Vielleicht könnte wohl England dabei den geheimen Wunsch haben, Amerika durch Japan und Japan durch Amerika zu balanzieren und damit an ihnen das alte Spiel fortzusetzen, mit dem es den europäischen Kontinent so gründlich geschwächt hat. Aber dieses Spiel ist fortan für England zu gefährlich. Es dürfte es nur dann wagen, wenn es auch den Konflikt mit Amerika nicht zu scheuen hätte, wenn es sich zutrauen

könnte, dermaleinst auch Amerika unter seinen Willen zu zwingen und „unschädlich zu machen". Daran aber ist nicht zu denken, und das wird sich England heute im stillen auch schon sagen. Es kann, nach dem größten Siege seiner Geschichte, nicht mehr daran denken, ihn allein für sich zu genießen; es muß seine Früchte teilen mit seinem Brudervolke. Es ist am Ende des Schraubenweges, auf dem es sich emporgewunden hat, angelangt und findet nun den Schraubenkopf Amerika vor. Es kann, wenn es rationelle Politik treiben will, sie fortan nur mit, nicht gegen Amerika treiben.

Gewiß wird es die Konkurrenz der Handelsinteressen empfinden. Aber jede der beiden angelsächsischen Mächte hat fortan ein so ungeheures wirtschaftliches Expansionsgebiet für die Erzeugung und den Bezug von Rohstoffen und den Absatz von Produkten, daß sie noch lange nebeneinander ihre Jagdgründe ungestört ausbeuten können.

Am schmerzlichsten wird für England zweifellos der Aufschwung der amerikanischen Kriegs- und Handelsflotte sein. Aber England, das eine deutsche Seemacht nicht hat dulden wollen, könnte in seiner großen Klugheit mit einer amerikanischen Seemacht sich abfinden, indem es sich sagt, daß Engländer und Amerikaner im Grunde eine und dieselbe Nation darstellen. England muß auch heute schon auf seine von autonomem Geiste erfüllten Dominions mancherlei Rücksicht nehmen und übt sich dabei in der Kunst, die verschiedenen Differenzierungen eines und desselben Volkstums unter einer Flagge zusammen zu halten. Zweifellos wird der Gedanke einer angelsächsischen Gesamt-

bürgschaft eine gewaltige Rolle fortan spielen und verführerisch wirken. Jeder Angelsachse dies- und jenseits des Ozeans muß sich ja heute sagen: „Vereint miteinander können wir die Welt in voller Ruhe und Frieden zusammen regieren und kapitalistisch ausbeuten, und niemand kann uns daran hindern. Mag selbst dabei Kanada, wie es schon im Gange ist, durch eine pénétration pacifique mehr und mehr unter amerikanischen Einfluß kommen. Was verschlägt das, da wir im Grunde ein einziger, von Gott auserwählter, allen übrigen Völkern überlegener Menschenschlag sind und ein einziges Weltsyndikat bilden." In dieser Dyarchie wird nun gewiß bald der eine, bald der andere Partner zu leiten versuchen. Kulturell und allgemein politisch wird dabei vielleicht mehr Altengland, wirtschaftlich mehr Nordamerika dominieren, und da England schon vor dem Kriege zum Rentnervolke, das die Früchte seiner Arbeit in Ruhe genießen will, sich hinüber zu entwickeln begann, so ließe sich wohl denken, daß England gewissermaßen das alte und angesehene Oberhaus, Amerika das quicke und agile Unterhaus des angelsächsischen Weltstaates darstellen werden. Selbst eine föderalistische Vereinigung der gesamten angelsächsischen Welt wäre in fernerer Zukunft nicht ganz ausgeschlossen.

Man nehme also die Gefahr, daß die englisch-amerikanische Dyarchie und damit die angelsächsische Weltherrschaft dauern und sehr lange dauern kann, nicht zu leicht. Der Grund, weshalb man sie sehr ernst nehmen muß, ist, um es noch einmal zu sagen, der, den die Erfahrung der antiken Geschichte an die Hand gibt: Eine einmal errungene

Welthegemonie, die keine ernstlichen Rivalen mehr zu fürchten hat, die höchstens noch hier und da renitente Mächte zweiten Ranges nach und nach unschädlich zu machen hat, — eine solche Welthegemonie hat, auch wenn sie von Hause aus nicht unmittelbar erstrebt war, dennoch die Tendenz zu bleiben, sich zu befestigen, sich zu organisieren und die ihr zunächst noch anhaftenden Unvollkommenheiten und Inkonsequenzen in der Beherrschung der übrigen Welt nach und nach zu beseitigen. Genau dies war der Gang der Entwicklung nach Pydna. Zuerst überließ man die östliche Staatenwelt einer nominellen Freiheit und begnügte sich mit einer schiedsrichterlichen Kontrolle über ihre Streitigkeiten. Allmählich aber wurde man immer mehr in sie hineingezogen, mußte schärfer eingreifen, bisherige Klientelstaaten in Provinzen verwandeln und so das Imperium, ohne daß die systematische Absicht dazu bestanden hätte, mehr und mehr ausbauen. Der Genuß der Macht ist nun einmal süß, und die Versuchung zum Mißbrauch der politischen Macht, zur schnöden. materiellen Ausbeutung durch die römischen Kapitalisten trieb mehr und mehr in diese Entwicklung hinein. Und alle die einstigen kleineren Freunde Roms, die ihm geholfen hatten, seine größeren Gegner niederzuwerfen, mußten nach und nach erfahren, daß sie damit nur Mauerwerk zerstört hatten, das auch ihre Freiheit mit stützte.

Es ist nicht zu erwarten, daß sich das alles auch im einzelnen genau so wiederholen würde. Die moderne Kulturwelt ist viel zu kompliziert, als daß die primitiven Herrschaftsmethoden Roms ohne weiteres wieder auftauchen könnten.

Rom entsandte an alle gefährdeten Punkte seine Legionen, die dann rascher oder langsamer den Gehorsam herstellten. Das wird eine angelsächsische Weltherrschaft nicht tun wollen und können. Das wird sie aber auch nicht zu tun brauchen. Sie kann auf lange hinaus durch die ihr angegliederten Mächte zweiten Ranges, Frankreich oder Italien, oder dritten Ranges wie Polen, Tschechoslowaken, Jugoslaven etwa nötige Exekutionen besorgen und mit ihrer Seemacht unterstützen. Der Völkerbund, wie ihn die Entente will, ist ganz darauf zugeschnitten. Weiter aber hat die angelsächsische Dyarchie ein furchtbares Herrschaftsmittel in der Hand, wie es Rom noch nicht hatte, und mit dem man wirksamer als Rom es vermochte, unruhig werdende Klientelvölker in Zaum halten kann, ohne die Mühe der unmittelbaren Verwaltung auf sich zu nehmen. Das ist die Verfügung über die wichtigsten Rohstoffgebiete der Welt, die Seeherrschaft und die Beherrschung des Welthandels. Sie hat den Brotkorb der Welt in der Hand. Nachdem Deutschlands Kriegs- und Handelsflotte vernichtet und seine Autonomie in Kohle und Eisen gebrochen ist, gibt es kein Wirtschaftsvolk mehr, das mit den angelsächsischen Wirtschaftsmächten konkurrieren könnte. Frankreich hat in Lothringen und im Saargebiete wohl Eisen und Kohle neu hinzugewonnen, aber hat schwerlich mehr die Volkskraft, um, wie es Deutschland in dem Jahrzehnte vor dem Kriege schon tat, in seiner Produktion und seinem Welthandel an die angelsächsischen Mächte heranzurücken. Italien ist in Kohle und vielem anderen abhängig vom Auslande. Frankreich und Italien werden wohl koloniale

Rohstoffgebiete neu hinzugewinnen, aber gegen das, was England und Amerika vereint in Erzeugung und Förderung von Baumwolle, Kupfer, tropischen Ölen und Fetten, Gummi usw. vermögen, kommen sie nicht auf, und bei aller etwa nötig werdenden Ergänzung ihrer eigenen Lebensmittelproduktion durch auswärtige Zufuhr sind sie wiederum auf Englands und Amerikas Konnivenz angewiesen. Rußland wird in absehbarer Zeit schwerlich wieder ein selbständiger Faktor der Weltwirtschaft werden und wird von England und Amerika und im Osten von Japan gemeinsam in Entreprise und Ausbeutung genommen werden können. Ein ähnliches Schicksal, koloniales Produktions- und Absatzgebiet für England und Amerika zu werden, droht auch Deutschland. Man hofft bei uns jetzt stark auf eine große amerikanische Anleihe, die uns die nötigen Betriebsmittel wieder geben soll. Das besagt eigentlich alles. Die Abtragung der ungeheuren Kriegslasten, die Verzinsung der etwa neugewährten Anleihen wird uns zum Fronvolke für die Entente, vor allem für Amerika und England machen. Wir werden vielleicht einige Exportwaren produzieren dürfen, um einige Auslandsschulden zu bezahlen, aber wir werden aus dem Schuldenbezahlen nicht so leicht herauskommen, da uns die Verfügung über eigene Rohstoffe sosehr verkümmert ist. Und wir werden überschwemmt werden mit englischen und amerikanischen Industrieprodukten, ohne uns wirksam wehren zu können. Wir vermochten vor dem Kriege durch die Gewinne unserer Reederei und die Anlage unserer Kapitalien im Auslande unsere passive Bilanz zu einer in Wahrheit aktiven Bilanz zu verbessern

und dadurch reich zu werden, — ade, Reederei und Auslandskapitalien, auf lange Zeit.

Es sind trübe, furchtbare Perspektiven, die sich uns eröffnen. Die Welt und voran wir sind in Fesseln geschlagen, wie noch nie. Die moderne Weltwirtschaft und die Entwicklung des modernen Kapitalismus und Industrialismus hat die Möglichkeit, solche Fesseln der Völker zu schmieden, erzeugt, hat arcana imperii hervorgebracht, wie sie die Antike nicht kannte. Die Völker werden die Formen und den Schein politischer Autonomie behalten, aber die wirtschaftliche Autonomie verlieren und dadurch auch politisch unter Kontrolle gehalten werden können.

Es ist gut, sich diese schlimmsten der Möglichkeiten, denen die Welt entgegengeht, erst einmal rücksichtslos auszumalen. Denn nur mit Augen, die den ganzen Umfang der Gefahr sehen, werden wir auch die Abwehrmittel richtig einschätzen können, die uns geblieben sind. Die angelsächsische Weltherrschaft verfügt über wirksamere Herrschaftsmittel als Rom sie besaß. Aber verfügt nicht auch die moderne Völkerwelt über wirksamere Selbstbehauptungsmittel, als die Völker der Diadochenstaaten?

Wenn man das Staatensystem und den Staatencharakter der Diadochenwelt mit dem der neueren Geschichte vergleicht, so sieht man bald neben manchem Ähnlichen auch viel Grundverschiedenes. Ähnlich und vergleichbar ist, daß sie beide im Rahmen einer und derselben Kulturwelt, die aus der Durchdringung zweier Elemente erwachsen war, sich entwickelten. Der Mischung und Vereinigung von hellenischem und orientalischem Wesen zum Hellenismus

entspricht bei uns die Mischung und Vereinigung des romanischen und germanischen Elements. Aber die Art der Mischung und Verbindung zweier Elemente ist verschieden hüben und drüben. Im Hellenismus war und blieb der hellenische Geist in der Hauptsache der gebende und geistig überlegene Teil, und nur in der religiösen Sphäre vermochte schließlich auch der orientalische Geist, und hier allerdings in großartigster und fruchtbarster Weise, durch das Christentum eine innerliche Vereinigung orientalischer und hellenischer Werte hervorzubringen. Aber im übrigen lebten Hellenen und Orientalen in den Diadochenstaaten beinahe wie Öl und Wasser nebeneinander. Die wichtigste Stätte hellenistischen Geisteslebens, Alexandria, lag wie eine Insel inmitten fremdartigen Volkstums, und dasselbe galt von den meisten griechischen Städten in Kleinasien, Syrien und Mesopotamien. Das orientalische Element ließ sich wohl hier und da hellenisieren, aber es kam bei dem Zusammenleben von Hellenen und Orientalen nicht zu jener Bildung ganz neuer Nationen, wie nach den Mischungen der Völkerwanderungszeit in Frankreich, Italien und Spanien; es war nur eine unvollkommene Symbiose. Das Hindernis, das ihr im Wege stand, war die griechische Polis. Die Griechen kapselten sich sogleich in ihren Städten ein, zogen, auch wenn sie Grundherrschaft über das umliegende Land erwarben, nicht auf das Land hinaus und überließen die dort wohnende Urbevölkerung sich selbst. Die Germanen dagegen kamen, um Grundherren und Bauern zu werden, mischten sich dabei mit den im Lande Gebliebenen und drangen so tiefer in die Poren des fremden Volkstums

ein. Sie verloren dabei zwar in den romanischen Ländern ihre eigene Sprache und Nationalität, aber schufen so eine viel wirksamere Grundlage zu neuem frischen Volkstume, als es die überlegen-stolzen Hellenen je vermocht hätten. Und allerfrischestes Volkstum war von vornherein im deutschen Mutterlande da und bedurfte nur großer gemeinsamer Erlebnisse, um zur Nation zusammenzuwachsen. So bekamen die neuen Staaten, die im Laufe der Jahrhunderte schließlich aus der romanisch-germanischen Welt erwuchsen, eine sehr viel bessere Mitgift, eine einheitliche, nationale Grundlage und damit auch mehr Kohärenz und innere Widerstandskraft. Man sieht sofort die dauerhaftere Wirkung dieser Art von Symbiose, wenn man an die wenigen Fälle des späteren Mittelalters denkt, wo auch der Germane nicht wie sonst als Bauer und Grundherr, sondern als Städtegründer und Stadtbürger inmitten fremden Volkstums sich niederließ: die nach Polen hineingeschobenen deutschen Städte konnten wohl längere Zeit sich als solche behaupten, aber blieben Inseln im Meere, die der Abbröcklung und Slavisierung ausgesetzt waren.

Der Diadochenstaat war und blieb ein etwas äußerliches Zufallsgebilde. „Jene Staaten", sagt Ranke, „hervorgegangen aus der Unternehmung eines Eroberers, hatten keine besonderen Prinzipien ihres Daseins weder gehabt noch sich auszubilden vermocht. Auf Soldaten und Geld beruhten sie". Das ist wohl etwas zu wenig gesagt. Sie beruhten auch auf der Ausbreitung der griechischen Polis im Oriente. Die griechischen Städte einerseits, die mazedonisch-griechischen Söldnerheere andererseits waren die Stützen

der hellenistischen Dynastien. Aber beide Stützen wurden nicht innerlich verschmolzen mit dem Ganzen des Staatskörpers und der breiten Masse der Staatsbevölkerungen. „Es war eben", sagt Wilamowitz vom damaligen Ägypten, „wohl ein Staat da, aber kein Volk". Nicht einmal den Dynastien waren die Söldnerheere unbedingt ergeben. Es kam oft vor, daß die Soldaten des besiegten Heeres in den Dienst des Siegers traten. Manches erinnert merkwürdig an entsprechende Sitten in den Condottiere- und Landsknechtsheeren des 16. und 17. Jahrhunderts. Wie denn auch die Kämpfe der Diadochen um dynastische Interessen und rein territoriale Objekte stark an die Epoche der Staatskunst im 16.—18. Jahrhundert erinnern, wo die Fürsten miteinander Krieg führten und die Nationen erst halb erwacht waren.

Aber die abendländischen Staaten der neueren Geschichte hatten den Vorzug, durch viele Jahrhunderte hindurch sich langsam und stetig zu entwickeln und zu vervollkommnen. Ihnen gab das Schicksal die Zeit und die Ruhe, sich säkular, Schicht auf Schicht, zu verstärken und zu vertiefen. Die Diadochenstaaten dagegen haben in dem 1¼ Jahrhundert, das zwischen ihrer Entstehung und ihrer Kraftprobe gegen Rom verfloß, nicht einmal die Zeit gehabt, wirkliche, tief verwurzelte Staaten zu werden. Unreif, unfertig traten sie in den Kampf um Sein und Nichtsein und zerschellten in ihm.

Wenn man fragt, welche der Diadochenstaaten wohl die meiste Anlage dazu gehabt hätten, sich zu konsolidieren und Großstaaten modernen Gepräges zu werden, so

bleibt der Blick auf Ägypten einerseits, auf Mazedonien andererseits haften. Beide hatten vor dem dritten und größten der Diadochenstaaten, Syrien, den Vorzug eines geschlossenen territorialen Kerns und den Ansatz oder wenigstens die Möglichkeit, es auch zu einem geschlossenen Volkstum zu bringen. Ägypten hatte die entwickeltste Finanzverwaltung, ein raffiniertes System mannigfachster Steuern und Abgaben, Zölle und Staatsmonopole und einen stattlichen Domänenbesitz. Mit Hilfe dieser reichen Einnahmen und Schätze konnte es große Heere und Flotten aufstellen und selbst für Kulturzwecke einiges leisten. Aber das zusammen ergab immer noch keine wirkliche Staatseinheit mit innerem selbständigen Leben. Ägypten mit seinem Dualismus von herrschendem Hellenentum und beherrschten, gehorsam-passiven Untertanen blieb eigentlich eine Art Indien unter englischer Herrschaft, ein Schwamm zum Ausdrücken, der aus der Hand des einen Eroberers in die des anderen übergehen konnte. Und gerade dieser reichste der Diadochenstaaten, dieser administrativ und technisch am modernsten uns anmutende, war militärisch am ungünstigsten gestellt. Den Kern der Heereskraft in den Diadochenstaaten mußten die angesiedelten Mazedonier bilden. Aber in Ägypten war die Zahl der angesiedelten Mazedonier verhältnismäßig gering, und so mußten hier lose und unzuverlässige Söldnermassen und Kontingente von Eingeborenen die Heereszahlen füllen.

Gerade umgekehrt im Verhältnis von Finanzkraft und Heereskraft stand Mazedonien da. Es hatte von den drei großen Diadochenstaaten die schwächsten Finanzquellen,

aber das beste Heeresmaterial. Die Bevölkerung war homogen. Man konnte im Kriege den Heerbann aus allen Wehrfähigen aufrufen. Der mazedonische Adel stellte ein gutes Offizierkorps, und die Gesinnung der Bevölkerung war loyal und zuverlässig. Hätte nur Mazedonien, dieses Preußen der antiken Welt, auch die stammverwandten Hellenen des Mutterlandes seiner Monarchie assimilieren können. Aber diese Verschmelzung zu einer einheitlichen hellenisch-mazedonischen Staatsnation scheiterte an dem Widerwillen der griechischen Stadtstaaten gegen das monarchische Joch und an ihrer inneren, in immer neuen Fehden hervorbrechenden Zerspaltung. Mazedonien, am weitesten nach Westen gelagert und durch sein Interesse an der illyrischen Küste mit Rom zusammenstoßend, hätte auch am ersten und deutlichsten die von Rom her drohende Gefahr bemerken und den Kern einer großen antirömischen Abwehrkoalition bilden müssen. Ernste Ansätze zu einer solchen Politik sind auch im hannibalischen Kriege gemacht worden. Philipp V. von Mazedonien verbündete sich nach Cannä mit Hannibal, aber hielt nicht aus im Kriege, schloß 205 n. Chr. seinen Sonderfrieden mit Rom und mußte es dann mit ansehen, daß Karthago niedergeworfen wurde. Und ebenso kurzsichtig und verhängnisvoll war seine Politik nach Schluß des hannibalischen Krieges. Während die Machtverhältnisse der Welt durch den Sieg Roms sich von Grund aus verändert hatten, hielt er es für möglich, sich mit Antiochus von Syrien zu einem großen Raubkriege gegen Ägypten zusammenzutun und rief dadurch nun die Römer, die solche drohende Machtverschiebung im östlichen Mittel-

meer nicht dulden wollten, unmittelbar auf den Plan. Aus diesem zweiten römisch-mazedonischen Kriege, der mit Kynoskephalä endete, entsprang dann die Entwicklung, die zur Vernichtung der Diadochenwelt, zur Aufrichtung der römischen Weltherrschaft führte.

Primitive innere Staatenbildung und primitive Machtpolitik zusammenwirkend, das war die Ursache der Inferiorität der Diadochenstaaten gegenüber dem in sich geschlossenen Bürger- und Militärstaate Rom. Was lehrt uns dies, was lehrt uns der Untergang der Diadochenstaaten für unsere eigene künftige Selbstbehauptung gegen die drohende angelsächsische Weltherrschaft?

Wir sind zurzeit wirtschaftlich ohnmächtig und politisch ohnmächtig. An abenteuerliche Sprünge einer Machtpolitik im Stile der räuberischen Diadochenstaaten ist bei uns nicht mehr zu denken; sie verbieten sich von selbst. Vermöchten wir uns wirtschaftlich wieder emporzuarbeiten, so würde im Laufe der Zeit auch unsere politische Selbständigkeit wieder erwachsen und ein Faktor der allgemeinen Völkerfreiheit, deren Vorkämpfer wir in diesem Kriege, leider umsonst und unverstanden von der Welt waren, werden können. Aber gerade die wirtschaftlichen Herrschaftsmittel der angelsächsischen Mächte sind ja, wie wir uns klar machten, ungeheuer und vorläufig gar nicht zu durchbrechen. Indessen wenn man sie nicht zerbrechen kann, so kann man sie zum Teil wenigstens lockern, indem man dem eigenen Lande den denkbar höchsten Grad von wirtschaftlicher Autarkie erobert. Die Bemühungen der Kriegszeit, durch Ersatzstoffe und technische Erfindungen uns unabhängig

vom Auslande zu machen, müssen im größten Stile, mit der konzentriertesten Energie fortgesetzt werden. Es muß noch einmal gelingen, die Holzfaser zu einem brauchbaren und rentablen Gewebe zu verarbeiten, es muß die „weiße Kohle", die Wasserkraft unserer Ströme, aufs äußerste ausgenutzt werden. Gewisse Schranken werden auch diesem autarkischen Streben gesetzt bleiben. Das darf uns nicht entmutigen. Jeder geniale Techniker und Chemiker, der durch eine Erfindung die wirtschaftlichen Ketten lockert, in denen wir jetzt schmachten, ist fortan ein Vorkämpfer allgemeiner Völkerfreiheit.

Und nun kann man aus historischer Betrachtung auch den Trost hinzufügen, daß das ursprüngliche Gepräge der europäischen Nationalstaaten und voran Deutschlands, weil es auf einem Jahrtausend staats- und nationbildender Arbeit beruht, mit größerer Widerstandskraft und Zähigkeit sich wird behaupten, als einst das Gefüge der Diadochenstaaten.

Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Das Hellenentum hat keine neuen Staatsnationen erzeugen können. Es vermochte als zähestes und eigenartigstes Gebilde schließlich doch nur den griechischen Stadtstaat zu erzeugen. Und wie man von der griechischen Polis gesagt hat, daß sie unsterblich gewesen sei und nicht zu sterben vermocht habe, so wird man dasselbe vielleicht auch von den modernen Nationen einst sagen.

Sollte überhaupt nicht die wahre Parallelerscheinung der Antike zum modernen Nationalstaat nicht der Diadochen-

staat, sondern der Stadtstaat sein? Eine Empfindung für das Schicksalshafte in der Geschichte treibt uns weiter in diese Betrachtung, ob wir wollen oder nicht. Die Tragödie des griechischen Stadtstaates war, daß seine Lebenskraft ebenso ungemein wie unbändig war, daß seine Größe und sein Niedergang aus denselben Quellen flossen. Ihr unbedingter Drang zu äußerster Zusammenfassung in sich und nach außen, ihre Leidenschaft zur Autonomie hat sie zu höchster geschichtlicher Leistung befähigt, aber auch in zerrüttende Kämpfe untereinander gerissen. Kann man nicht dasselbe auch von den modernen Nationen sagen und befürchten? Auch sie haben, überströmend von Lebenskraft, sich untereinander zerfleischt. Und es ist damit nicht besser, sondern immer schlimmer geworden, je bewußter die Nationen ihrer selbst, je demokratischer ihre Staaten, je gewaltiger so die Staats- und Nationalkräfte wurden, die sich im Kampfe miteinander zu messen hatten. Im Anfange des Krieges hatte ich noch die Hoffnung, daß dieser Krieg auf die überspannten nationalistischen Leidenschaften ähnlich wirken werde, wie einst der Dreißigjährige Krieg auf die konfessionellen Leidenschaften, nämlich, daß sie sich austoben und einem Zeitalter nationaler Toleranz Platz machen würden. Diese Hoffnung muß man, fürchte ich, begraben. Nachdem an Stelle des alten zusammenhaltenden Gefäßes Österreich die drei neuen slawischen Nationalstaaten, im Grunde nur als drei neue verkleinerte Österreichs mit genau denselben Nöten gemischter nationaler Zusammensetzung geschaffen sind, — nachdem sie uns in die blutenden Flanken gesetzt sind, wie einst Rom nach dem zweiten Punischen

Kriege das Numidien Masinissas den Karthagern in die Flanke setzte, — nachdem durch die Behandlung Elsaß-Lothringens, des Saargebiets und der übrigen linksrheinischen Lande auch unsere westlichen Flanken von neuem zerrissen sind, — eröffnet sich uns der Ausblick in ein Jahrhundert krampfhafter nationaler und nationalistischer Zuckungen. Und wie nun einst die pax Romana den Fehden der griechischen Städte und Stämme unter einander ein Ende machte, so könnte auch vielleicht dereinst die pax anglosaxonica durch die wirtschaftlichen Zwangsmittel, die sie hat, eine gewisse Art von äußerlichem Frieden unter den Nationen Europas erzwingen. Und wie dann die hellenischen Stadtstaaten mit ihren äußeren Formen und ihrer Scheinautonomie noch weiter bestanden haben bis tief in die Kaiserzeit hinein, so möchten, malt man sich aus, auch die Nationalstaaten Europas noch lange, lange weiter bestehen können unter der Glasglocke der angelsächsischen Weltherrschaft, wirtschaftlich völlig abhängig, politisch machtlos und immer machtloser werdend — eintrocknende Mumien. Uns graut vor diesem Schicksal, und unser Wille, alles daran zu setzen, ihm zu entgehen, flammt wieder heiß auf.

Wir haben nichts als unseren Willen und unseren Geist, um uns vor ihm zu schützen. Unsere Geistigkeit ist das einzige Gut, das uns niemand rauben kann, dessen Erhaltung und lebendige Fortpflanzung ganz von unserer eigenen moralischen Kraft abhängt. Allerdings wird eine ungeheure Spannkraft nötig sein, um das Feuer des nationalen Geisteslebens nicht ersticken zu lassen unter all dem wirtschaftlichen und politischen Drucke der Welt. Wiederum

zeigt auch hier die vergleichende Betrachtung der Antike eine Gefahr, der wir ins Auge schauen müssen. Unser geistiger Betrieb könnte in der Luft der politischen Unfreiheit ähnlich konventionell erstarren, wie einst die Philosophenschulen Athens und der gelehrte Betrieb Alexandriens erstarrt sind. Aber da kann uns vielleicht gerade unser Unglück zugute kommen. Wir sind eine ecclesia pressa, und eine solche kann sich ein stärkeres inneres Leben erhalten als die ecclesia triumphans. Das Wort Graecia capta ferum victorem cepit wird sich nicht wiederholen. Es ist nicht daran zu denken, daß die siegreichen angelsächsischen Völker in ähnlicher Weise von der Kultur des besiegten Deutschlands sich bezaubern lassen, wie Rom einst von der hellenischen Kultur. Der Riß zwischen den Kulturen der Sieger und der Besiegten ist zu groß, — fast möchte ich sagen, Gott sei Dank zu groß, und das Eigenleben in der einen und der andern nationalen Kultur zu stark, als daß man eine allgemeine Mischmaschkultur unter angelsächsischen Vorzeichen — das trübste, was uns bevorstehen könnte — unbedingt zu befürchten hätte. Gerade also w e i l unsere Kultur nicht verhätschelt wie einst die hellenische, sondern mißachtet und geschmäht vor den künftigen Herren der Welt dasteht, darf man vielleicht hoffen, daß sie sich in stolzer Selbstbehauptung wehren und triebkräftig bleiben wird.

Aber machen wir es uns dabei ganz klar, daß nach aller geschichtlichen Erfahrung unsere geistige Freiheit und Lebendigkeit nur dann sich erhalten kann, wenn zugleich wenigstens die Hoffnung, der starke, leidenschaftliche Wunsch und Trieb auch nach künftiger politischer Wiederbefreiung

lebendig bleibt. Und mag diese Hoffnung zurzeit noch so schwach sein, sie darf nicht erlöschen, weil sonst der innerste Lebensnerv leiden würde — denn sobald eine große Nation in das Schicksal dauernder Unfreiheit und Ohnmacht sich dauernd gefügt hat, verdorrt sie; es erstirbt der Ehrgeiz großen Stils, und alle materiellen Instinkte und kleineren subalternen Ehrgeize wuchern empor. Man sollte jetzt die erschütternde Schilderung wieder lesen, die Mommsen vom Leben Athens in der Kaiserzeit gegeben hat. Athen wurde von den philhellenischen Kaisern besser behandelt, als wir es je von unseren Feinden erwarten dürfen. Es war eine Zeit, sagt Mommsen, in der es vom Athener nicht mehr verlangt wurde, für die Vaterstadt zu sterben. Aber nun war dafür „die Frage nicht ohne Berechtigung, ob es noch der Mühe wert sei, für diese Vaterstadt zu leben."

* * *

Gibt es noch weitere Hilfen und Notanker für uns? Viele hoffen auf den Völkerbund. Aber ein wirklich echter Völkerbund setzt eine Niederzwingung oder Auflösung der angelsächsischen Weltherrschaft voraus. Völker im Besitze einer so ungeheuren Macht, wie sie die Angelsachsen heute haben, werden nie und nimmer gutwillig und sentimental auf sie verzichten, und der Völkerbund, den sie uns mit hochmütigster Geste heute bieten, ist nur eine schlechte Kulisse ihrer eigenen Weltherrschaft. Damit ist nun nicht gesagt, daß uns der Völkerbundsgedanke gar nichts zu bedeuten hätte. Wir müssen den echten Völkerbund ehrlich und loyal fordern und immer wieder fordern. Wir müssen ihn schon aus reiner Selbst-

erhaltung fordern und alle unter der angelsächsischen Weltherrschaft leidenden Völker, — und wir werden nicht lange als das einzige leidende Volk dastehen — zu einer Partei der Unterdrückten sammeln. Der Völkerbundsgedanke ist der moralische Protest gegen die Weltherrschaft und wird deshalb eines der wichtigsten Mittel bilden, um den Abscheu der Völker gegen sie lebendig zu erhalten, um sie vor müder Ergebung in die abwegige Entwicklung der Weltgeschichte zu bewahren und so zu retten, was noch zu retten ist von nationalen Lebenswerten. Wohl erschien uns vor dem Kriege die Idee des Völkerbundes lediglich als eine kosmopolitische Idee, und wohl ist es richtig, daß auch der echte Völkerbund der bisherigen Autonomie der Nationen Schranken auferlegt. Aber nach den Erfahrungen dieses Krieges ist es heiligste Pflicht geworden, wenigstens den ernsten Versuch zu machen, das Leben der Völker untereinander auf eine andere Grundlage zu stellen. Und die Schranken, die ihnen der echte Völkerbund auferlegt, werden dann nicht das nationale Eigenleben hemmen und schädigen, wenn es selbstgewollte, aus eigener Erkenntnis ihrer Notwendigkeit entspringende sind. Mit der reinen, nackten Autonomie der Staaten und Nationen ist es, weltgeschichtlich gesehen, nun doch einmal vorbei. Jede Freiheit und so auch die Völkerfreiheit, muß sich, um nicht zu entarten, immer wieder selber Schranken setzen. Wie es für die griechischen Stadtstaaten heilsam gewesen wäre, wenn sie ihren autonomen Drang gezügelt und vielmehr ihre Gemeinsamkeiten ausgebaut hätten, so ergeht dieselbe Mahnung jetzt an die Nationalstaaten. Die Synthese von Weltbürgertum und

Nationalität, die bisher nur im Denken und Leben der höchsten und freiesten Geister möglich war, verlangt jetzt auch äußere Formen und Sicherungen. Die griechischen Stadtstaaten sind, weil sie den Weg zur Einigung nicht fanden, unter die Rute der römischen Weltherrschaft gekommen. Den modernen Nationen bleibt in Zukunft vielleicht nur noch die Wahl zwischen der Weltrepublik des echten Völkerbundes und dem Weltreiche der Angelsachsen. Aber machen wir uns, wie heute die Dinge liegen, mit aller Nüchternheit zugleich auch klar, daß der Gedanke des echten Völkerbundes auf absehbare Zeit nur als Ideal, als Postulat, als Gewissensmahnung für die herrschenden Völker wirken wird und praktisch höchstens einige Erleichterungen und Milderungen des auf uns liegenden Druckes wird leisten können.

Aber sollte nicht, wird man zum Schlusse nun fragen, der Sozialismus es vermögen, den Weg zum echten Völkerbunde etwas rascher zu bahnen? Wird nicht durch die internationale Ausbreitung des Sozialismus die auf dem Kapitalismus beruhende Weltherrschaft der angelsächsischen Völker von innen her untergraben werden? Und wird nicht gerade die Hypertrophie des Kapitalismus, der diese Völker jetzt entgegengehen, nach dem von Marx aufgestellten Entwicklungsschema den Umschlag in den Sozialismus beschleunigen? Aber dieses Marxsche Entwicklungsgesetz hat sich bisher schlecht bewährt. Wir haben es nicht, wie er es prophezeite, erlebt, daß eine durch Akkumulierung und Zentralisierung der Betriebe überreif gewordene Wirtschaft aus den Händen der Wenigen in die Hände der Gesellschaft übernommen wurde. Sondern der Sozialismus

konnte bei uns und in Rußland nur durch den politisch-militärischen Zusammenbruch des alten staatlichen Systems emporkommen. Die siegreichen Völker aber scheinen, wie wir schon sagten, vorläufig immun zu sein gegen die große soziale Revolution. Die Arbeiterschaften der angelsächsischen Völker sind jetzt zu Teilhabern am Genusse der kapitalistischen Weltherrschaft emporgestiegen. Die freie Verfügung über alle Reichtumsquellen der Welt, die ihren Nationen insgesamt zugefallen ist, muß auch sie verführerisch locken. Sie werden ihren vollen Anteil an der Beute verlangen und hart und vielleicht selbst revolutionär mit ihren Kapitalisten ringen. Aber sie werden, wenn sie ihrem natürlichen Egoismus folgen, diesen Kampf um die Beute innerhalb der angelsächsischen Welt durchfechten und ihr Weltprivileg zur Ausbeutung der übrigen Völker nicht aus der Hand geben.

Die Zeichen der Zeit deuten also nicht auf einen internationalen Sieg des Sozialismus, sondern auf eine Geltendmachung und vielleicht auch Durchsetzung sozialistischer Ideen und Ansprüche innerhalb der einzelnen nationalen Wirtschaften. Würde es uns nun, hat man bei uns wohl gemeint, in Deutschland gelingen, einen rationellen, leistungs- und lebensfähigen Sozialismus zu organisieren, so würde dieses Beispiel auf die ganze übrige Welt gewaltig wirken, uns zum mindesten moralisch wieder in die Höhe bringen und Deutschland zu einer großen Attraktion machen. Sicherlich ist es in der Lage, in die uns die Revolution und der Friede versetzt hat, Aufgabe geworden, alles zu versuchen, um einen solchen rationellen und lebensfähigen

Sozialismus bei uns zu organisieren, denn das in sich zerrissene Deutschland bedarf heute des sozialen Friedens zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft dringender wie je. Aber wir wissen auch heute, wie namenlos schwer dies Unternehmen ist, nicht nur wegen der ungeheuren Lasten, die der ausgemergelte deutsche Wirtschaftsorganismus fortan zu tragen hat, sondern vor allem wegen der furchtbaren moralischen Zerrüttung und Unreife unserer Massen. Nur eine ganz starke diktatorische Gewalt, auf demokratischer Basis und mit sozialistischer Tendenz, die die sozialen und politischen Errungenschaften und Rechte der Massen schützt, sie zugleich aber wieder an Pflicht und Zucht gewöhnt, vermöchte einmal das Problem der Sozialisierung des deutschen Wirtschaftslebens zu lösen und den gesunden und guten Kräften unserer Massenbewegung, die jetzt arg getrübt sind, wieder emporzuhelfen. Aber über mehr als ein wirtschaftliches Existenzminimum werden wir es dabei schwerlich hinausbringen, und eine große propagandistische Anziehungskraft werden unsere sozialen und wirtschaftlichen Zustände für die übrige Welt schwerlich haben, und zumal nicht für die herrschenden Völker.

Völkerbund und Sozialismus können uns also vorerst nur in bescheidenem Maße helfen. Es ist angebracht, daß wir uns keine Illusionen darüber machen. Nur eine geistige und seelische Erneuerung, genährt von dem festen Willen, unsere politische Freiheit im Rahmen der allgemeinen Völkerfreiheit früher oder später zurückzugewinnen, kann uns helfen, kann uns erhalten als Nation. Augenblicklich freilich ähnelt das geistige Angesicht Deutschlands einer

Fratze, deren eine Hälfte, der Träger der alten Idee, in Schmerz und Verbitterung erstarrt und versteinert ist, während die andere Hälfte von neuen und neuesten Ideen wild und konvulsivisch zuckt. Ein Seelenarzt aber darf dies Antlitz nur mit tiefem Verständnis und tiefem Mitleid betrachten. Schicksalsqualen haben einen von Hause aus kräftigen und gesunden Volksgeist verwirrt und in tragische Konflikte gestürzt. Sein besseres Selbst ist verdunkelt und dafür alles Schlechte, was in ihm schlummerte, zutage getreten. Nur aus den innersten Zellen des Lebens kann die Genesung langsam, langsam kommen. Große Führer, die dem ganzen Volke den Weg zur Genesung zeigen könnten, scheinen uns versagt zu sein. Darin müssen wir uns finden und überhaupt nicht glauben, daß die geistige, seelische, religiöse Regeneration, nach der wir uns alle sehnen, nach einem allgemeinen Rezepte erfolgen müsse. Nur aus dem innersten spontanen Leben jedes einzelnen, aus heißem Drange, aber auch aus strenger Selbstzucht kann sie kommen. Gesinnungsgemeinschaften kleiner und kleinster Kreise könnten sie vielleicht vorbereiten und indem sie sich nach und nach ausbreiten und miteinander Fühlung nehmen, Samenkörner in das weitere Volksleben ausstreuen.

Denken wir noch einmal an das Schicksal der antiken Welt zurück, aber nur, um uns zu sagen, daß es uns für die Aufgabe unserer geistigen Regeneration keine bestimmte Lehre zu geben vermag. Wir wissen nur das Eine, daß Aufrichtung der Weltherrschaft, politische Unfreiheit und geistiger Niedergang der Völker in einem verhängnisvollen Kausalzusammenhange damals standen. Der Gefahr eines

ähnlichen Schicksals scharf ins Auge zu sehen, halte ich für Pflicht. Wenn der Anblick solcher Gefahr uns entmutigen und trostlos stimmen sollte, so verdienen wir das Schicksal, das wir fürchten, so ist der Geist, den wir erhalten wollen, aus uns schon entwichen. Nur der Geist, der kein unentrinnbares Fatum der Geschichte über sich anerkennt, kann dieses Fatum unwirksam machen. Nur der Glaube an die Freiheit des menschlichen Geistes kann uns retten.

V.

Ein Gespräch aus dem Herbste 1919.

Eberhard. (Erich Marcks)

Willkommen, lieber Freund, in der alten Heimat! Weißt du noch, wie wir uns im August 1914 hier trennten? Wie fest und stolz blickten wir da von unseren Schwarzwaldbergen hinüber auf die Vogesen! Heute möchte man in Zorn und Scham vergehen. Warum schwiegst du so lange?

Reinhold. (F. Meinecke)

Das Herz war mir überschwer. Mir war es zuletzt, als ob der Mensch in seiner Qual verstummen müsse. Unser Briefwechsel, unser Gedankenaustausch ist, ich gebe es zu, seit 1917 durch meine Schuld ins Stocken gekommen. Ich fühlte die wachsenden Differenzen des Urteils zwischen uns. Ich fürchtete für unsere Freundschaft. Mancher Brief blieb ungeschrieben, den ich in schlaflosen Nächten an dich entwarf. Ich suchte nach den überzeugendsten und zugleich ruhigsten Worten für meine Auffassung und spürte, daß alles, was ich sagen konnte, sagen mußte, den Riß zwischen uns vergrößern würde.

Eberhard.

Das durftest du nicht fürchten. Wir haben drei Jahrzehnte in engster Gesinnungsgemeinschaft miteinander verlebt. Wir trugen nebeneinander als Berliner Studenten die Fackeln bei Bismarcks 70. Geburtstage und sahen ihn, das Haupt mit dem Stahlhelm geschmückt, am offenen Fenster der Reichskanzlei uns zuwinken, — aus demselben Fenster, aus dem Scheidemann nach der Revolution seine Reden ans Volk gehalten haben mag. Ich weiß wohl, du wurdest dann in deinen geistigen Interessen mehr zum Anfang, ich mehr zur vollen Entfaltung des 19. Jahrhunderts hingezogen. Du hieltest dich mehr an den idealistischen, ich mehr an den realistischen Zug im deutschen Wesen. Aber keiner von uns konnte die Ergänzung durch den andern entbehren, jeder strebte nach einer inneren Vereinigung der beiden Wesenszüge, und so haben wir uns früher immer auf halbem Wege wieder gefunden. Jetzt liegen wohl Schutt und Trümmer — die Trümmer des stolzen, uns so teuren Bismarckschen Deutschlands — auf den Wegen, auf denen wir zueinander gelangen könnten. Aber uns beiden blutet das Herz bei ihrem Anblick. Und ich meine, jetzt könnte auch einer dem andern wieder helfen, das Fürchterliche zu ertragen, was unserem Volke beschieden ist.

Reinhold.

Du ahnst nicht, wie dankbar ich dir bin für diese Gesinnung. Wäre sie nur allgemeiner unter uns! Denn von allem Schweren, was wir erleben mußten, ist — für mich

wenigstens — das persönlich und unmittelbar Schwerste das, daß wir es nicht in gemeinsamer Grundgesinnung zu ertragen verstehen. Verbittert, verärgert, verfeindet blicken wir aufeinander, und das Trostlose ist, daß nicht nur die alten inneren Gegnerschaften alle wieder aufgebrochen sind, sondern daß mitten durch die Schichten, die bisher gemeinsam Deutschlands Kultur- und Staatsleben getragen haben, der Riß verläuft. Ein Schwert ist durch unsere Seelen gegangen und hat den Freund vom Freunde getrennt.

Eberhard.

Ich sehe doch noch immer die alten nationalen Parteien, die eigentlichen und zuverlässigsten Träger des Bismarckschen Werkes, in der Hauptsache ungebrochen und fest geschlossen in sich. Sie wußten und wissen, was sie wollen. Die unreifen, begehrlichen und verhetzten Volksmassen haben uns im Stiche gelassen und dadurch den Zusammenbruch verschuldet. Wir sind augenblicklich ohnmächtig, aber wir werden es nicht immer bleiben. Unsere Stunde wird wieder kommen, wenn Demokratie und Sozialismus sich abgewirtschaftet haben. Dann wird der monarchische Sinn, den doch auch du in dir hegst, wieder erwachen, und wir werden gemeinsam wieder Deutschland aus seinen Trümmern aufbauen.

Reinhold.

Demokratie und Sozialismus mögen sich in ihren heutigen Formen und Vertretern vielleicht abwirtschaften. Aber sie werden immer starke Mächte der modernen Entwicklung bleiben. Ich habe es, wie du weißt, den

alten nationalen Parteien schon längst zum Vorwurf gemacht, daß es ihnen an entwicklungsgeschichtlicher Einsicht fehlt. Gerade du mit deinem realistischen Sinne für die entfalteten Kräfte des 19. Jahrhunderts dürftest nicht stehen bleiben bei der Stufe, die sie unter Bismarck erreicht haben, dürftest jetzt nicht daran denken, sie wieder herstellen zu können nach einer derartigen Katastrophe, die das Bismarcksche Deutschland getroffen hat.

Eberhard.

Ich denke auch nicht an eine völlige Repristination aller alten Formen unseres Staatslebens.

Reinhold.

Also auch nicht an eine Wiedereinsetzung der 21 oder 22 Dynastien?

Eberhard.

Darauf wird man verzichten müssen, obschon die kleinen Dynastien für die Mannigfaltigkeit deutschen Kulturlebens so manches geleistet haben und auch noch ferner leisten könnten. Ein Stück Patina geht uns verloren, wenn jetzt die kleinen Residenzen die stillen Reize ihrer alten Schlösser und Gärten hergeben müssen für moderne Nützlichkeitsbetriebe. Und ich kehre nun den Spieß um. Du, mit deinem Hange zum Goetheschen Deutschland, mit deinem aristokratischen und humanistischen Bildungsideal müßtest von Rechts wegen mit uns in der gemeinsamen Kampfes- und Abwehrfront stehen gegen die Herrschaft der rohen Massen und — gegen die Diktatur des Volks-

schullehrers, der Halbbildung, die sich schon drohend abzirkelt von der trüben Wolkenwand moderner demokratischer Kultur.

Reinhold.

Ich gestehe es dir ganz offen: Hätte ich die Zeit zu wählen, in der ich leben möchte, ich würde trotz Metternich und Kamptz mir die Biedermeierzeit dafür aussuchen. Solche romantischen Bedürfnisse aber sind nur für das persönliche Innenleben berechtigt. Im öffentlichen Wirken aber gilt es, mit hellem Blicke die wirklichen, sich regenden Kräfte des Lebens zu verstehen. Ich schwärme nicht für die Demokratie, aber sie ist unabwendbar.

Eberhard.

Aber sie wird das Eigenste dessen, was dir lieb und wert ist, zerstören.

Reinhold.

Es mag sein, es ist sogar sicher, daß die besondere geistige Welt, in der wir uns beide wohl fühlen, zum Untergange bestimmt ist. Wenn sie nur, während sie blühte, so kräftig und schön wie nur irgend möglich geblüht hat.

Eberhard.

Ich will dein Wort mir noch für eine andere Frage, über die wir wohl noch streiten werden, aufsparen. Aber jede blühende Pflanze, jedes Lebewesen sucht sich durch Schutzwaffen, die ihm die Natur mitgegeben hat, gegen den vorzeitigen Untergang zu schützen. Hast du einmal

in der Demokratie eine Gefahr für dein Bildungsideal erkannt, so mußt du gegen sie kämpfen.

Reinhold.

Es käme eben darauf an, ob es sich dabei gegen einen vorzeitigen Untergang, gegen eine Zerstörung von außen, zu wehren hat, oder gegen den normalen Tod, gegen den kein Kraut gewachsen ist. Ich wehre mich, wie du, gegen alles, was unmittelbar und greifbar mein Bildungsideal bedroht. Ich sehe auch die Gefahren, die aus der modernen Demokratie heraus ihr erwachsen, und kämpfe gegen sie an. Aber ich weiß auch, daß die Demokratie, im großen gesehen, unabwendbar ist und beschränke deshalb meinen Widerstand gegen sie darauf, daß ich sie, soweit ich kann, in die mindest schädliche Richtung zu drängen versuche.

Eberhard.

Das ist mir zu fatalistisch. Nur durch entschlossenen Kampf gegen das, was uns fremd und feindlich ist, können wir uns charaktervoll behaupten, — oder charaktervoll untergehen. In der Weltgeschichte lösen sich die Epochen nicht gutmütig einander ab, sondern kämpfen auf Tod und Leben miteinander. Ich spüre in deinen Worten etwas von dem entnervenden Relativismus und Historismus.

Reinhold.

Auf diesen Vorwurf war ich gefaßt, denn ich frage mich selber immer wieder, ob ich ihn verdiene, ob ich nicht der demokratischen Zeitströmung zu weit nachgebe.

Aber ist es nicht etwas eng und kurzsichtig, immer nur in der Demokratie den Sündenbock zu sehen und überhaupt sie als eine isolierte Sache zu behandeln, wo sie doch ein integrierendes Stück des allgemeinen geschichtlichen Ablaufs der abendländischen Kultur ist, eng verwoben mit allen ihren früheren Gestaltungen, organisch von ihr hervorgebracht.

Eberhard.

Du relativierst wieder. Damit könntest du schließlich auch den Bolschewismus rechtfertigen und ihn nach deinem Rezepte behandeln, daß man ihn im ganzen als unabwendbar anerkennen und ihn nur hier und da etwas minder schädlich zu machen habe.

Reinhold

Wir werden uns trotzdem gegen den Bolschewismus zum Kampfe auf Tod und Leben zusammenfinden. Ich sehe in ihm nicht, wie in der Demokratie, eine durch Jahrhunderte vorbereitete organische Weiterbildung unserer geschichtlichen Welt, sondern eine jener pathologischen Wucherungen, wie sie in kranken Zeiten oft genug schon dagewesen sind. Es ist moderner Chiliasmus, phantastischer und roher Glaube, durch völlige Zerstörung der alten sündigen Welt den Himmel auf Erden hervorzaubern zu können. Aber jetzt möchte auch ich einmal den Spieß umkehren. Wird nicht auf konservativer Seite hier und da eine bedenkliche Koketterie mit dem sog. „gesunden Kerne" des Rätegedankens getrieben?

Eberhard.

Man denkt dabei an eine berufsständische Gliederung und Vertretung des Volkes, wie ich sie allerdings für besser, für organischer halte als die der formalen Demokratie.

Reinhold.

Da haben wir das neue Schlagwort von der „formalen Demokratie", mit dem jetzt die äußerste Rechte und die äußerste Linke gemeinsam anrennen gegen die demokratischen Ergebnisse des Krieges und der Revolution. Ihr verekelt damit auch die neue demokratische Verfassung und vergeßt, daß wenn wir jetzt die formale Demokratie nicht gehabt hätten, das bolschewistische Chaos über uns hereingebrochen wäre.

Eberhard.

Nicht die Weimarer Versammlung, sondern Noskes Regimenter haben uns vor ihm geschützt, d. h. unsere Studenten, unsere Kriegsleutnants und was noch da war von gesunden Elementen unseres herrlichen Heeres, unseres Militarismus, der sich wieder einmal, noch in seinem Untergange, als Retter erwiesen hat.

Reinhold.

Beides mußte zusammenwirken. Noske plus Studenten und Leutnants, — keiner hätte ohne den andern es zu schaffen vermocht. Ich sehe in diesem Zusammenwirken etwas Symbolisches, etwas von dem, was wir jetzt überhaupt gebrauchen für unsere Zukunft, — eine Synthese des alten Militärstaats mit dem neuen Volks-

staate. Weder der eine allein, noch der andere allein kann sich bei uns künftig behaupten. Und aufs schönste wird dadurch das Gesetz von der historischen Kontinuität bestätigt, von der Verwobenheit des Alten mit dem Neuen, die sich selbst im Augenblicke des schärfsten Bruches zwischen ihnen zeigt.

Eberhard.

Das Neue, euer demokratischer Volksstaat, hat überhaupt keine eigene Lebenskraft. Er wird nur gehalten durch die selbstverleugnende Hingabe der alten Beamten und Offiziere. Eure Formaldemokratie macht niemanden recht satt. Eure Hoffnung, die Massen durch sie zu beruhigen, hat fehlgeschlagen. Ihr erlebt es schon jetzt, daß die sozialdemokratischen Führer ihre Anhängermassen verlieren an die Unabhängigen und Kommunisten.

Reinhold.

Ich rechne es diesen Führern zum größten geschichtlichen Verdienste, daß sie es gewagt haben, sich bei einem Teile ihrer Anhängermassen unpopulär zu machen, um das Ganze zu retten. Sie hatten den richtigen Instinkt dafür, daß nicht die Diktatur des Proletariats, sondern nur die Herrschaft des Mehrheitswillens einen festen Boden für unser politisches und wirtschaftliches Leben wieder schaffen kann.

Eberhard.

Der schwache Punkt in deiner Verteidigung der Formaldemokratie ist und bleibt der, daß du sie selber nur mit gebrochenem, geteiltem Herzen verteidigst. Im Grunde

ist sie dir doch nur eine Verlegenheitsausflucht, ein faute de mieux. Und so geht es unzähligen anderen von rechts und von links. Wie soll eine solche Verfassung sich innerlich einwurzeln? Warum kehrst du nicht zurück zu dem Gedanken der berufsständischen Vertretung, den du doch selber früher für die Bildung der ersten Kammer empfahlst?

Reinhold.

Weil ich mir klar gemacht habe, daß eine berufsständische Vertretung einen viel schärferen und erbitterteren Kampf der verschiedenen Klassen- und Berufsinteressen, der verschiedenen sozialen Egoismen miteinander entfesseln muß, als eine nach formalem Mehrheitsprinzip gewählte. Niemals wird man einen Schlüssel in der Verteilung der berufsständischen Mandate finden, der alle zufrieden stellt. Man würde euch auslachen, wenn ihr jetzt den radikalisierten Massen ein berufsständisches Parlament, das den „gesunden Kern" des Rätesystems nach eurem Sinne enthielte, bieten wolltet. Denn Rätesystem ist nach ihrem Sinne nichts anderes als Diktatur des Proletariats. Also ein ewiges Zerren und Reißen um die ersten Grundlagen der Volksvertretung würde einsetzen. Das Regieren nach Formaldemokratie und Mehrheitswillen aber hat den Vorzug einer klaren, einfachen, unverrückbaren Spielregel.

Eberhard.

Immer nur kahle Vernunftgründe, nichts innerlich Erwärmendes für die Demokratie. Du hast dich mit ihr verheiratet, ohne sie zu lieben.

Reinhold.

Wenn man nicht hat, was man liebt, so muß man versuchen, zu lieben, was man hat. Mein Herz hing an dem Ideal einer starken, aufgeklärten, volksfreundlichen Monarchie. Dies Ideal ist zertrümmert. Höher noch aber als dies Ideal steht mir das Ideal einer brüderlich geeinten Nation. An dieses klammere ich mich an in dem Zusammenbruche unserer alten Welt. Und nun weiß ich kein anderes Mittel, um ihm nahe zu kommen, als eben jene Spielregel der formalen Demokratie. Sie ist diejenige Verfassungsform, die uns heute am wenigsten zu trennen braucht. Aber ich setze nun sofort hinzu, daß es nötig ist, und, wie ich glaube, auch möglich ist, sie mit innerem Leben zu erfüllen. In der Unterwerfung unter den Mehrheitswillen sehe ich nichts Unsittliches. Üben wir sie doch in kleineren Lebenskreisen auf Schritt und Tritt. Sobald wir nur wirklich erst alle, von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken, uns ehrlich und loyal entschlossen haben, die Entscheidungen des Mehrheitswillens anzuerkennen, haben wir etwas Ungeheures, etwas Unschätzbares an innerer Solidarität, an gegenseitiger Einschicklichkeit und Verträglichkeit erreicht. Ohne solchen Respekt vor dem Mehrheitswillen hätten wir in Zukunft dauernd die Versuche gewaltsamer Minoritäten zu gewärtigen, das Regiment zu usurpieren.

Eberhard.

Denke an Goethes und Schillers Urteile über den Unsinn der reinen Mehrheitsherrschaft.

Reinhold.

Ihre Urteile sind nur von zeitgeschichtlicher, nicht von zeitloser Gültigkeit. Sie gingen hervor aus den aristokratischen Lebensformen der alten Gesellschaft, deren Reiz ich wie nur irgend jemand empfinde, aber als unwiderbringlich verloren ansehen muß.

Eberhard.

Und dabei waren die damaligen Volksmassen erheblich harmloser und ungefährlicher, als die heutigen, die durch den Mehrheitswillen nun zur Herrschaft gekommen sind.

Reinhold.

Du übersiehst immer, daß man einen reißend gewordenen Strom nicht zu seinen Quellen zurückdrängen, sondern nur in seinem Ablauf regulieren und eindämmen kann. Und die Gefährlichkeit und Begehrlichkeit der Massen wird allerdings schon erheblich eingedämmt durch die streng durchgeführte Herrschaft des Mehrheitswillens. Wir sehen es ja jetzt, wie eben an dieser Schranke des Mehrheitswillens die bolschewistische Woge sich schäumend bricht.

Eberhard.

Wie aber, wenn die Mehrheit selber einmal bolschewistisch wird?

Reinhold.

Dann wäre das deutsche Volk so todkrank, daß es wohl unter allen Umständen, gleichgültig welche Verfassungsform herrscht, verloren wäre. Aber ich glaube

nicht, daß es zu einer bolschewistischen Mehrheit kommt. Ich glaube, daß gegen die bare Unvernunft sich immer wieder eine Abwehrmehrheit des gesunden Menschenverstandes finden wird. Ohne dies Vertrauen auf den gesunden Kern unseres Volkes läßt sich überhaupt nicht leben, nicht Politik treiben.

Eberhard.

Mit Mehrheitsbeschlüssen und Mehrheitsregierungen allein werdet ihr die aus den Fugen geratene Zeit nicht wieder einrenken. Deutschland bedarf der Führung durch eine starke Hand. Nur dann leistet der Deutsche sein Bestes, wenn er sich in einer solchen festen und sicheren Hand weiß, wenn er von ihr in Zucht und Ordnung gehalten wird. Die Monarchie ist unersetzlich.

Reinhold.

So denke, so empfinde auch ich. Aber du sagtest es ja selber, daß eine völlige Wiederherstellung des alten monarchischen Zustandes mit allen 21 Dynastien dir nicht möglich erscheint. Es würde eine neue, eine unitarische Monarchie sein müssen. Sie wäre aber auch nur lebensfähig und haltbar, wenn eine unzweifelhafte und starke Mehrheit des Volkes sie eines Tages forderte. Und sie muß und kann dann nur eine demokratische, nicht eine reaktionäre Monarchie sein. Nur mit demokratischen, nicht mit reaktionären Vorzeichen könnte die monarchische Idee bei uns wieder auferstehen. Aber so sehr ich es auch wünsche, so ist doch vorläufig nicht daran zu denken bei dem Miß-

trauen der Arbeitermassen gegen den reaktionären Mißbrauch des monarchischen Gedankens.

Eberhard.

Immer macht ihr euch abhängig von den Stimmungen unreifer Massen.

Reinhold.

Diese Stimmungen können auf sehr richtigen Instinkten beruhen. Ich versuche von Fall zu Fall mir klar zu machen, ob in den Wünschen und Forderungen der Massen Tieferes, Berechtigtes, Organisches zum Vorschein kommt, oder Unreifes und Ephemeres. Kann der einzelne, der zu einem selbständigen Urteil kommen will, es den Forderungen der Parteien gegenüber überhaupt anders machen? Ist nicht auf jedem Parteiacker leeres Stroh und Korn nebeneinander zu finden? Und muß nicht überall und immer salus publica der Prüfstein sein? Im vorliegenden Falle ist meine Meinung, daß eine nicht von der Mehrheit der Nation geforderte, sondern von einer Minderheit auf militaristischem Wege erzwungene Restauration der Monarchie die inneren Gegensätze unerträglich verschärfen und den Bürgerkrieg verewigen würde. Wir würden allein schon aus dem Streikfieber nie herauskommen. Die zur Herrschaft zurückgekehrten Konservativen würden auch wahrlich nicht so milde und duldsam mit dem Personal der gestürzten Regierung umspringen, wie es die jetzigen sozialistisch-demokratischen Machthaber mit den Beamten und Offizieren des alten Regimes getan haben.

Eberhard.

Sie taten es, weil sie ihnen unentbehrlich waren. Aber wie willst du, der du die baldige Restauration der Monarchie ablehnst, zu jener starken Führung unseres Staatslebens kommen, die auch du als die eigentlich kongeniale Regierungsform für Deutschland ansiehst? Es bliebe dann doch nur der Cäsarismus eines Usurpators und Emporkömmlings übrig?

Reinhold.

Cäsarismus ist allerdings für schwer erschütterte, außer Rand und Band geratene Völker oft das einzige traurige Heilmittel, das sich beinahe mit einer gewissen Naturgesetzlichkeit dem kranken Körper der Gesellschaft aufdrängt. Cromwell, wie er die Schwarmgeisterei seiner radikalen Parteigenossen unterdrückt, — man ist fast versucht, an Noske zu denken, der den Spartakus niederwirft. Von Beginn der Revolution an richtete ich mich auf die Möglichkeit ein, daß aus den Reihen der Mehrheitssozialisten eine überragende staatsmännische Persönlichkeit emporsteigen und das Ganze kraftvoll zusammenreißen könne. Noch haben wir nicht, was wir brauchen. Unsere jetzige Regierung hat guten Willen, aber schwache Autorität. Die Entwicklung ist noch nicht reif zur Diktatur. Immer aber müßte sie getragen sein vom Vertrauen und der Zustimmung der Volksvertretung.

Eberhard.

Ich zweifle, daß eure Mehrheitsparteien so viel Einsicht und Selbstentsagung üben werden, um auf die süßen

Vorteile und Reize der parlamentarischen Portefeuillejagd zu verzichten.

Reinhold.

Das parlamentarische Regime verhindert durchaus nicht, wie die Beispiele Lloyd Georges und Clemenceaus zeigen, den Aufstieg starker Persönlichkeiten zur Vertrauensdiktatur.

Eberhard.

Die stärksten Persönlichkeiten hat bei uns doch immer noch das alte monarchisch-autoritäre Deutschland, der Geist der Unterordnung unter das Ganze, der Selbstzucht, des Dienens im Herrschen hervorgebracht. Unser Lloyd George und Clemenceau war Ludendorff, eine Gestalt wie aus Bronze neben eurem parlamentarischen Wachsfigurenkabinett.

Reinhold.

Du rührst damit einen Streit auf, dem ich schon lange in unserem Gespräche entgegensehe. Ja, allerdings, ich wünschte hier wie allenthalben, daß die großen und guten Kräfte der alten Zeit mit den Ideen und Bedürfnissen der neuen Zeit sich verschmelzen möchten. Mir ist ein Diktator aus dem alten Milieu ebenso willkommen wie ein Diktator bescheidenster Herkunft, wofern er nur die Brücke schlägt zwischen alter und neuer Zeit und Kraft und Weisheit in sich vereinigt. Ludendorff aber war Kraft ohne Weisheit.

Eberhard.

Sein Name wird neben dem Hindenburgs fortleuchten in unserer Geschichte, wie die vereinten Namen Blüchers und Gneisenaus.

Reinhold.

Ich erinnere mich eines guten Wortes, das ich kürzlich in einer Zeitung las: „Wäre Ludendorff aus dem Holz gewesen, aus dem die Boyens und Gneisenaus geschnitzt waren, er hätte sich wie diese mit den Kräften der Zukunft gegen die Vergangenheit gewandt, die deutsche Reform geführt und durchgeführt."

Eberhard.

Lies jetzt Ludendorffs Erinnerungen. Er hat die Reform des preußischen Wahlrechts ja für nötig angesehen und meint nur, mit Recht, daß sie nicht während des Krieges hätte vorgenommen werden dürfen, daß sie schon vor dem Kriege und spätestens im August 1914 als freier Entschluß einer starken Regierung hätte gegeben werden müssen.

Reinhold.

Ohne Zweifel wäre das weitaus das Beste gewesen. Aber warum ist das im August 1914 nicht geschehen? Weil jene Elemente, mit denen Ludendorff im Bunde war, damals wie von jeher und bis zu ihrem Sturze den Weg zur Reform gesperrt haben. Aber wir müssen jetzt schon etwas weiter ausholen, denn der Streit um Ludendorff führt uns in alle Erregungen und Schmerzen hinein, die das Nachdenken über unser Unglück täglich neu wieder weckt.

Eberhard.

Dächte nur jeder in seinem Kämmerlein über dies Unglück nach und über die Schuld, die die Heimat, die

eure Demokraten, Pazifisten und Sozialisten an ihm tragen. Statt unser Unglück mit schweigender Würde zu tragen, zerfleischen wir uns gegenseitig öffentlich mit gehässigen Anklagen. Wo bleibt da die brüderliche Gesinnung, die du von unserer Nation verlangst?

Reinhold.

Auch du hast es eben nicht unterlassen können, eine bestimmte Auffassung von der Schuld dieser und jener Elemente auszusprechen. In jedem von uns kocht es von einer solchen. Das muß heraus, das muß sich Luft machen, und die Luft wird allerdings zunächst dick und qualmend von diesen gegenseitigen Anklagen. War es nach 1806 in Preußen, nach 1870 in Frankreich anders? Hemmen läßt sich diese Entladung nicht, wohl aber leiten und benutzen. Nach und nach wird schon der Wahrheitsgehalt in den Argumenten von hüben und drüben sich geltend machen, werden die Fragmente unseres Wissens sich runden und zusammenschließen, wird der kritische Geist der Leidenschaften Herr werden.

Eberhard.

Ich fürchte, daß das deutsche Volk, wenn es so fortfährt, bis zum Ende seiner Tage sich unheilbar spalten würde in diesem Streite.

Reinhold.

Mich beschäftigt fortwährend das Problem dieser Spaltung. Wie kam es, daß sie mit einem Male so tief

in Kreise gegriffen hat, die früher sich in engster Gesinnungsgemeinschaft wähnten? Ist sie aus tieferen, unbewußt bis dahin schlummernden Gegensätzen zu erklären, oder nur aus der leidenschaftlichen Angst und Sorge um das Vaterland? Beides mag zusammenwirken, aber für unheilbar kann und will ich die Spaltung nicht halten. Bliebe sie es, so würde ein großer Teil unserer gebildeten Schichten, verbittert gegen die neue Zeit, in unfruchtbare Opposition gedrängt werden und ihren legitimen, wünschenswerten, unentbehrlichen Einfluß auf das Ganze des Nationallebens verlieren. Die Rechtsparteien könnten leicht in die Rolle Eugen Richters und des Fortschritts gegenüber Bismarck geraten!

Eberhard.

Sie werden für positive Arbeit stets zu haben sein.

Reinhold.

Davon ist zwar augenblicklich nicht viel zu spüren, aber ich hoffe, daß neue gemeinsame Aufgaben uns noch einmal wieder zusammenführen können. Wie zerspalten waren wir vor dem Kriege, und doch wuchsen wir in den Augusttagen mit einem Schlage zusammen. Antithesen und Synthesen folgen nun einmal im Nationalleben aufeinander.

Eberhard.

Wenn sie uns Deutschen nur nicht so schlecht bekämen! Die Spaltung im Kriege war schon mehr ein Abfall des Volkes von sich selbst.

Reinhold.

Und ich möchte, wenn ich das Gespräch auf diesem heißen Gebiete jetzt festhalte, so gern einen höheren Vereinigungspunkt mit dir suchen.

Eberhard.

Dieser Vereinigungspunkt, die gemeinsame Liebe zu unserem Volke, wird uns beiden nie fehlen. Nun gut, wenn wir denn miteinander über unser beider Haltung während des Krieges streiten sollen, so wollen wir uns von vornherein gegenseitig zubilligen, daß einer dem andern nur gutgemeinte Irrtümer und Illusionen vorwerfen darf.

Reinhold.

So ist es. Wir können dabei jeder noch unser Teil denken an andere minder edle Motive und Ursachen, die im großen Verlaufe mitgewirkt haben. Und wenn wir nun zunächst nur unsere wirklichen oder angeblichen Illusionen miteinander vergleichen, so kommen wir damit auch den positiven geschichtlichen Ideen, die, im großen gesehen, unser Volk während des Krieges geleitet haben, etwas näher. Denn wann wären solche Ideen je ohne einen solchen Beisatz von Illusion und Überschwang ins Leben getreten? Also wohlan, welche Illusionen wirfst du mir vor?

Eberhard.

Eine Illusion war dein Glaube, daß die ungeheuren Gegensätze, die der Weltkrieg außen und innen geweckt und auszutragen hatte, durch gütliche Verständigung, durch

vernünftiges Kompromiß hätten geschlichtet werden können. Nicht zum Biegen, sondern zum Brechen waren die Dinge angetan. So wird auch das künftige weltgeschichtliche Urteil es auffassen. Es war von Anfang bis zu Ende ein aus innerster Notwendigkeit der Dinge entspringender, früher oder später schlechthin unvermeidlicher Kampf um die Existenz, Ehre und Macht unserer Nation, der nur mit vollem Siege oder voller Niederlage enden konnte, der deshalb vom ganzen Volke und von jedem Volksgenossen von Anfang bis zu Ende die freudigste, entschlossenste Hingabe des letzten Tropfens seiner Kraft verlangte. Das Heer hat seine Schuldigkeit getan, die Heimat nicht. Du weißt wohl, was ich meine.

Reinhold.

Sondern wir zunächst die einzelnen Bestandteile deiner Meinung. Du sagst, der Krieg war von vornherein unvermeidlich, wäre also auch bei geschickterer Politik, als wir sie in den Julitagen 1914 trieben, höchstens aufgeschoben worden. Derartige Fragen gehen letzten Endes in geschichtsphilosophische Geheimnisse über und werden im Einzelfalle nur zu leicht etwas oberflächlich ex eventu beantwortet. Ist die Krisis, die in der Luft lag, wirklich ausgebrochen, so heißt es hinterher: Ja, sie war geschichtlich notwendig, tief begründet, unvermeidlich. Ist sie nicht erfolgt, so heißt es: Ja, sie war eben nicht von so tiefer Art. Wenn ein Schiff im Sturme scheitert, so weiß man hinterher nie mit Sicherheit, ob es nicht bei geschickterer Steuerung hätte gerettet werden können.

Eberhard.

Glaubst du wirklich, daß Deutschland der kriegerischen Auseinandersetzung mit den Weltmächten, die sein Aufkommen nicht dulden wollten, hätte entgehen können?

Reinhold.

Ich habe diese Frage zu verschiedenen Zeiten des Krieges mir verschieden beantwortet. Im Anfange dachte ich wie du. Jetzt sage ich: So wie unsere Politik seit mindestens einem Jahrzehnte, vielleicht zwei Jahrzehnten vor dem Kriege angelegt war, mußte sie einmal zum Zusammenstoße führen, — falls nicht in letzter Stunde ein völliger Kurswechsel erfolgte, den freilich nur ein ungewöhnlich entschlossener und weitsichtiger Staatsmann hätte vornehmen können. Wir hatten seit 1898 den Grundfehler begangen, England und Rußland gleichzeitig ins Gehege zu geraten, durch Flottenbau und Bagdadbahn. Dadurch liefen wir ins Garn. Die englisch-russisch-französische Entente, ihrer physischen Übermacht sicher, konnte nun mit Ruhe den Augenblick abwarten, wo das ungeschickte und zappelnde Wild sich noch weiter verstricken würde im Netze, um ihm den Gnadenstoß zu versetzen, — wobei denn der starke Hirsch mit seinem Geweih den Gegnern wohl noch gewaltig zusetzen, aber sein Schicksal nicht mehr wenden konnte.

Eberhard.

Und doch meinst du, daß in letzter Stunde noch dieses Netz hätte zerrissen werden können? Glaubst du etwa an den Traum der deutsch-englischen Verständigungsaktion?

Reinhold.

Auch sie würde, wenn der serbische Konflikt nicht dazwischen gekommen wäre, unsere diplomatische Situation wesentlich erleichtert haben. Aber die Hauptsache ist: Wir hätten im Osten abbauen, unsere Reibungsfläche mit Rußland verringern, unsere schützende Hand von Konstantinopel abziehen müssen. Die Sendung von Liman-Sanders nach Konstantinopel aber wurde nun gerade zum Signal, zum Anstoß für Rußland, sich zum Kriege gegen uns zu entschließen. Also insgesamt: Wir hätten uns bescheidenere weltpolitische Aufgaben stellen müssen, die unseren Kräften angemessen waren. Ob wir bei der Ungunst unserer geographischen Lage, bei dem konzentrischen Drucke, dem wir immer ausgesetzt waren, überhaupt je Weltmacht ersten Ranges hätten werden können? Zum mindesten aber hätten wir es langsamer, vorsichtiger anfangen müssen. So haben wir von Anfang bis zu Ende die Tragödie „Über unsere Kraft" aufgeführt.

Eberhard.

Gott sei Dank, daß das Leben und die Weltgeschichte noch Tragödien und tragische Charaktere kennt und nicht nur sentimentale bürgerliche Rührstücke und laszive Komödien.

Reinhold.

So kann auch ich, vom höchsten Standpunkte aus, empfinden. Gewiß, wir haben in diesen vier Jahren eine ungeheure tragische Leistung vollbracht und mit germa-

nischer, mit faustischer Maßlosigkeit das Schicksal zwingen wollen.

Eberhard.

Und wir waren in diesen vier Jahren ein Weltvolk ersten Ranges, wie es die Geschichte noch nie gesehen hat. Wir haben in diesen vier Jahren ein Jahrhundert deutscher Größe erlebt. Jetzt erinnere ich dich an dein eigenes Wort zu Beginn unseres Gesprächs: Mag die Blume zum Untergange bestimmt sein, wenn sie nur, während sie blühte, so kräftig und schön wie nur irgend möglich geblüht hat.

Reinhold.

„Nicht errettet den göttlichen Held die unsterbliche Mutter, wann er, am skäischen Tor fallend, sein Schicksal erfüllt." Wie oft ist mir in diesen Jahren dies Wort und das andere Wort „Einst wird kommen der Tag" durch den Sinn gegangen. Aber ich habe früher diese tragische Stimmung gekannt als ihr. Dafür mußte ich mir vor zwei Jahren von dir gefallen lassen, Flaumacher gescholten zu werden.

Eberhard.

Ihr schwächtet durch den Zweifel am Siege den Siegeswillen und damit die höchste Kraft, das höchste Maß von tragischer Größe, für die du doch auch Verständnis hast.

Reinhold.

Wenn wir uns denn nun einmal einen Augenblick lang in reiner künstlerischer oder geschichtsphilosophischer Anschauung bewegen wollen und alle praktischen Fragen

und unser eigenes Elend vergessen können, so möchte ich bemerken, daß zur Vollständigkeit aller tragischen Motive auch der Zwiespalt in der Seele des Helden, der nagende Zweifel, das dunkle Schicksalsgefühl gehört. Auch wir Warner und Zweifler mußten da sein, damit alles erfüllet würde, damit der Held des Trauerspiels, das deutsche Volk, nicht bloß wie von einer fixen Idee besessen dahinrannte, sondern alle Probleme und Möglichkeiten seiner Lage in sich mit Schmerzen auskostete. Und weil das Trauerspiel noch nicht aus ist, so werden auch weiter die Dämonen in unserer Brust streiten, welchen Weg des Lebens wir hätten gehen müssen.

Eberhard.

Uns war nur ein Weg gewiesen, der Weg der Ehre und Treue gegen uns selbst, den die Nibelungen gingen, als sie ins Heunenland zogen und, mit dem Rücken gegen die Wand, ihr Leben so teuer wie möglich verkauften.

Reinhold.

Mir erscheint dieser starre Heroismus, in dem jetzt hinterdrein viele — nicht du allein — ihren Trost finden, mitunter wie ein Versuch, die Zweifel in der eigenen Brust zum Schweigen zu bringen, ja, nimm's mir nicht übel, das Gewissen zu entlasten.

Eberhard.

Sollte nicht auch euch das Gewissen schlagen? Begann nicht mit den unseligen Wahlrechtskonzessionen Bethmanns und der Reichstagsresolution von 1917 jene innere Zersetzung und Zerspaltung, die uns moralisch zermürbt hat?

Reinhold.

Du müßtest weiter zurückgehen, um den Augenblick, wo die Spaltung — auch die in unseren Lebenskreisen — begann, wo die große Einheitsgesinnung der Augusttage von 1914 von innen her erschüttert wurde. Das war im Sommer 1915, als die annexionistischen Kriegsziele sich lauter hervorwagten. Der Annexionismus verfälschte von Grund aus die Idee des reinen heroischen Verteidigungskrieges, durch die im August 1914 die entfremdeten Massen den Weg zum nationalen Staate fanden.

Eberhard.

Hast nicht auch du gelegentlich annexionistische Anwandlungen gehabt?

Reinhold.

Es wäre besser gewesen, ich hätte sie nicht gehabt. Du erinnerst dich meiner Meinung zu Beginn des Krieges, die dich schon damals befremdete, daß wir bestenfalls, aber zugleich höchstwahrscheinlich, einen besseren Hubertusburger Frieden erringen würden. Etwas höher stiegen meine Erwartungen im Sommer 1915, aber immer verwarf ich dabei Annexionen, die uns dauernde, unversöhnliche Feindschaften im Osten und Westen eintragen mußten. Und niemals habe ich die etwaigen wünschenswerten Grenzerweiterungen für so unbedingt notwendig gehalten, daß ich die Friedensverhandlung daran hätte scheitern lassen. Aber, wie gesagt, es wäre besser gewesen, wir hätten das Ethos unserer Erhebung von 1914 niemals getrübt. Unsäglich vergiftend hat der Streit um die Kriegs-

ziele auf unsere gebildeten Schichten und auf unsere Massen gewirkt. Und er war nun, hinterdrein betrachtet, so herzlich überflüssig.

Eberhard.

Es war Pflicht, nach den Sicherungen auszuschauen, deren Deutschland in seiner schwerbedrängten Lage dauernd bedurfte. Du bist und warst doch immer der Meinung, daß in der Politik nur das reine, nackte Staatsinteresse entscheiden und sich nicht von den Stimmungen der Massen ablenken lassen dürfe.

Reinhold.

Die erste und nötigste Sicherung, deren Deutschland in seiner Lage bedurfte, war die Sicherung vor der Revolution, die uns drohte, wenn die Massen den Glauben an die Notwendigkeit des Krieges verloren. Man muß zuerst die Fundamente des Hauses prüfen und sichern, bevor man daran denkt, ihm einen Turm aufzusetzen. Du klagst, daß die Heimat das Heer im Stiche gelassen habe —

Eberhard.

Weil die Regierung und die Mehrheitsparteien es nicht verstanden hatten, den Geist der Heimat hochzuhalten.

Reinhold.

Aber wie konnte er denn anders hochgehalten werden als durch Ideen und Argumente, die auf die Massen seelisch wirkten, die in sie eindrangen.

Eberhard.

Hindenburg und Ludendorff haben sich durch das Kriegspresseamt die erdenkliche Mühe gegeben, die Massen an die selbstverständliche Pflicht der Vaterlandsverteidigung zu erinnern.

Reinhold.

Ludendorffs Gedanke, daß der Geist der Heimat den Sieg verbürge, war ja absolut richtig, echt Clausewitzisch. Aber er vergriff sich gröblich in den Mitteln, weil er die Menschen nicht kannte. Allen mit Annexionismus gewürzten Patriotismus spien sie mit Widerwillen aus.

Eberhard.

An dem Unverstand der Massen sind wir gescheitert.

Reinhold.

Selbst wenn, was ich nicht zugebe, es Unverstand war, von Annexionen nichts wissen zu wollen, und auch wenn, was ich zugebe und was wir heute täglich erfahren, viel Unverstand und Unreife in unseren Massen ist, so mußte das eine kühl und nüchtern abwägende Realpolitik von vornherein in Rechnung stellen und danach operieren.

Eberhard.

Und diesen unreifen Massen wolltet ihr im Kriege das allgemeine gleiche Wahlrecht in Preußen geben!? Diesen Annexionismus der Massen, durch den auch sie die Idee des reinen Verteidigungskrieges durchbrachen, hießet ihr gut!

Reinhold.

Auch das war realpolitische Staatsnotwendigkeit. Deutschlands Schicksal war nun einmal mit den Interessen der Massen eng verflochten. Das war verhängnisvoll genug, aber dies Verhängnis konnte nur gemildert werden, wenn die Massen sich im Staate wohl fühlten. Und wie konntet ihr von den Massen die unbedingte Hingabe und Opferfreudigkeit für das Vaterland erwarten, wenn ihr ihnen nicht das Gefühl nahmet, im Staate nur Bürger zweiter Klasse zu sein. Euer Gedanke, einen Existenzkampf nicht nur, sondern einen Eroberungskrieg zu führen mit einem Volke, in dessen Massen dies Gefühl vorhanden war, war ja eine ganz unsolide, abenteuerliche Spekulation.

Eberhard.

Die Politik der Konzessionen an die Massen, die ihr durchsetztet, hat sie nur noch begehrlicher und damit auch unzuverlässiger gemacht.

Reinhold.

Nicht zu viel, sondern zu wenig Konzessionen sind ihnen gemacht worden. Alles, was geschah, war halb und gebrochen. Immer spürte man, daß die Hände derer, die geben wollten, zurückgehalten wurden von viel mächtigeren Händen im Hintergrunde, die am liebsten gar nichts geben wollten. Es gibt eine bestimmte Technik des Konzedierens, um Revolutionen vorzubeugen. Die Engländer verstehen sich auf sie. Bismarck hat sie auch in seinen besten Zeiten geübt. Hätten doch nur unsere führenden Klassen be-

griffen, welche Summe moralischer Kräfte — und damit auch militärischer Widerstandskräfte — erhalten und neu gewonnen wäre, wenn sie rechtzeitig, freiwillig und mit großer Geste gegeben hätten, was doch einmal gegeben werden mußte.

Eberhard.

Man konnte und durfte während des Krieges nicht einen inneren Kampf der Parteien provozieren und mußte die Wahlreform vertagen.

Reinhold.

Dieser Kampf ist ja nun erst recht entbrannt. Er war eben bei der Kurzsichtigkeit unserer führenden Schichten leider Gottes unvermeidlich und wäre auf jeden Fall, auch wenn gar nichts geschah, entbrannt.

Eberhard.

Ich bleibe dabei, daß eure Politik von Illusionen geleitet war. Da den Massen die moralische Kraft und Gesundheit fehlte, um die Lasten dieses Krieges bis zum Ende tapfer mitzutragen, so hätten auch alle Wahlrechts- und sonstigen Konzessionen nichts genutzt.

Reinhold.

Sie haben diese Lasten recht tapfer und recht lange getragen. Man soll nicht undankbar sein. Aber das Quantum von Moral, das in einem Volke steckt, ist nun einmal nicht unerschöpflich. Die Illusion war auf eurer Seite, und es war zugleich ein innerer Widerspruch, wenn ihr

glaubtet, mit einem Volke, dem ihr die moralische Reife absprachet, die ganze Welt zum Siegfrieden zwingen zu können. All euer Tun und Denken vergaß die Grenzen des Möglichen, das Maß der Dinge. Manchmal erschient ihr mir wie ein Mondsüchtiger, der auf den Dächern herumspaziert und den man warnend anruft. Er fällt herunter und sagt: „Wenn ihr mich nicht angerufen hättet, wäre ich bis in den Mond gelangt."

Eberhard.

In der ungeheueren Lage, in der wir waren, mußten wir selbst das unmöglich Scheinende begehren, um das Menschenmögliche zu leisten. Hast du nicht selber zu Anfang des Krieges gesagt, daß nur Sieg oder Untergang unser Los sein könne?

Reinhold.

Ich habe auch schon die reine Selbstbehauptung, den bloßen Hubertusburger Frieden für einen ungeheuren Sieg gehalten und auf ihn gehofft, selbst bis tief in das Jahr 1918 hinein. Für ein maßvolles, erreichbares Ziel die äußerste Kraft anzuspannen, war größeres, reineres Heldentum, als für schimärische Ziele sich narkotisch zu begeistern.

Eberhard.

So glaubst du noch immer an die Schimäre des Verständigungsfriedens? An diese Illusion aller Illusionen? Waren denn nicht die Gegner von Anfang bis zu Ende fest und konsequent in ihrem Entschlusse, Deutschland zu vernichten?

Reinhold.

Eure Alternative war: Siegfriede über die ganze Welt oder Untergang. Unsere Alternative: Verständigungsfriede nach außen und innen oder Untergang und Revolution. Wo lag die größere Illusion? Mit den Führern der Kriegsparteien in den feindlichen Völkern war allerdings, das habe ich mir nie verschleiert, ein Verständigungsfriede nie möglich. Nüchterne Erwägung mußte zugleich lehren, daß bei dem physischen Übergewicht der Gegner bestenfalls nur ein Ermattungsfriede möglich war. Es konnte sich nur darum handeln, den feindlichen Völkern insgesamt die Gewißheit zu geben, daß wir den Krieg noch jahrelang aushalten könnten, daß der Geist der Heimat durch die Versöhnung zwischen Staat und Massen unzerbrechlich stark sei und daß unsere Friedensforderungen sehr maßvoll seien. Das konnte die Friedensparteien in Feindesland emporbringen und zum Sturze der Kriegsparteien führen. Ich sage wohlgemerkt, das konnte so wirken, ich sage nicht, es mußte so wirken. Wenn es überhaupt einen Weg zu unserer Rettung gab — und vielleicht gab es in der Tat keinen —, so war es nur dieser Weg, und es war heilige Pflicht, ihn zu suchen.

Eberhard.

Wir haben nun aber durch das Gerede vom Verständigungsfrieden den Glauben der Feinde an unsere unerschütterliche Widerstandskraft gerade zerstört!

Reinhold.

Hätten Volk und Regierung gemeinsam von Anfang bis zu Ende die Parole des reinen Verteidigungskrieges und des Verständigungsfriedens fest und konsequent durchgehalten, so wäre ihre Wirkung auf die Feinde eine ganz andere gewesen. Die annexionistischen Zerrereien haben das vereitelt. Die Reaktion, die gegen sie einsetzte und einsetzen mußte, mußte allerdings auch den Feinden den Glauben geben, daß wir abbauten, daß wir zurückpflöckten, daß wir die Ungunst unserer Lage einsähen. Ich gebe es durchaus zu, daß die Wirkung der Reichstagsresolution von 1917 zweischneidig war. Aber sie mußte gewagt werden, weil es, wie gesagt, einen anderen Weg zu unserer Rettung als den des Verständigungsfriedens mit den Friedensparteien der Feinde nicht gab.

Eberhard.

Ihr habt den Einfluß dieser Friedensparteien immer überschätzt.

Reinhold.

Es sind aber auch niemals die Verhältnisse bei uns geschaffen worden, die ihn emporbringen konnten.

Eberhard.

Die Reichstagsresolution ist und bleibt ein Denkmal der inneren Erschlaffung.

Reinhold.

Das ist ein verderbliches Schlagwort, mit dem man den wahren Sinn der Resolution, die wahre Gesinnung

derer, die sie für notwendig hielten, schmählich verdunkelt hat. Kampf bis zum äußersten für unsere Grenzen, für Elsaß-Lothringen, wie kann man das Schlaffheit nennen. Und selbst wenn sie nach außen, wie ich zugab, zweischneidig wirken konnte, sie war allein schon um die mißtrauisch werdenden Massen, um die innere Heimatsfront aufrecht zu halten, unbedingt notwendig. Auch diese Wirkung ist dann wieder verstümmelt worden durch das dummschlaue Wort „Wie ich sie auffasse" und durch die Vaterlandspartei und ihren falschen, blinden furor teutonicus, den sie gegen die Reichstagsmehrheit, diese Klammer zwischen Staat und Massen, damals entfesselte.

Eberhard.

Ich erinnere mich eines Wortes, das damals ein Freund mir sagte: Zur Vaterlandspartei gehen die Edleren, zum Volksbunde die Klügeren. Aber ich will das Wort nicht pressen, weil ich weder eure Klugheit so hoch, noch euren Edelsinn so gering einschätzen möchte. Es ist und bleibt doch ein einziger illusionärer Zusammenhang in eurem Handeln, von dem gutmütigen Glauben an, daß dieser Riesenkampf mit einem schwächlichen Kompromiß enden könne, bis zu dem kindlichen Vertrauen auf Wilson, das so schmählich getäuscht wurde.

Reinhold.

Auch da vergröbert und vereinfacht ihr wieder unsere Motive. Nicht kindliches Vertrauen, sondern bittere Not

zwang uns vor einem Jahre, uns an die 14 Punkte Wilsons anzuklammern. Daß nicht ich, aber andere ihm dabei ein Vertrauen schenkten, das er nicht verdiente, weiß ich wohl und habe ich damals mit traurigem Lächeln verfolgt. Aber scheiden wir doch einmal grundsätzlich und genau die Art der Illusionen, die wir uns von hüben und drüben vorwerfen. Ich möchte sie einteilen in primäre und sekundäre, in solche, die das Handeln unmittelbar leiten und bestimmen, und solche, die einem durch reale Motive bestimmten Handeln sich als unwillkürliche optimistische Ideologie, als Begleiterscheinung anschließen. Der arme Mensch bedarf ja nun einmal solcher Stützen seines Handelns. Euer Handeln nun war primär bestimmt durch die Illusion unerreichbarer Kriegsziele. Unser Handeln aber war primär immer bestimmt durch den Zwang der Lage, durch die nüchterne Einschätzung der Machtmittel hüben und drüben. Bis zum Eintritt Amerikas in den Krieg war auch unsere Hoffnung, durch jahrelanges Aushalten zum Verständigungsfrieden zu gelangen, keineswegs illusionär. Von da an sagte ich mir allerdings im stillen immer sorgenvoll: Wenn die Entente *will*, so *kann* sie uns nun in den Abgrund stoßen. Dennoch bereue ich es nicht, fast bis zum letzten Augenblicke, bis zur Wende der Julitage den rettenden Verständigungsfrieden erhofft zu haben.

Eberhard.

Und auch ich bereue es nicht, Größeres wie du erhofft und erstrebt zu haben. Was wäre auch bei einem flauen Verständigungsfrieden schließlich herausgekommen? Deutsch-

land hätte sich auch ferner ducken müssen, wäre einem neuen Kriege ängstlich aus dem Wege gegangen, wäre abwärts gerutscht, wie es mit Preußen nach dem Baseler Frieden abwärts ging, und hätte schließlich wie dieses noch ein schmähliches Ende gefunden. Besser verbluten als verfaulen, sage ich mit Roon.

Reinhold.

Das ist, ich spüre es wohl und mit Bewegung, die positive Idee, der geschichtliche Lebensgedanke, der hinter euren Illusionen steckt. Erkenne, bitte, nun auch den geschichtlichen Wert und Adel unserer Idee an. Wir erhofften vom Kriege die innere Vereinigung der Nation und sind deswegen so bitter auf die, die sie störten. Wir wollten die Nation vor dem Verbluten bewahren und glaubten sie, falls wir unsere Kriegsziele erreichten, vor dem Verfaulen geschützt durch den Zwang zu steter Anspannung ihrer Kraft, unter dem sie unter allen Umständen, gleichviel ob wir den Sieg des Siegfriedens oder den Sieg des Verständigungsfriedens errangen, gestanden haben würde. Ihr setztet alles auf eine Karte und sagtet: Jetzt oder niemals, Weltmacht oder Untergang. Ihr glaubtet an das Mittlere dazwischen, den Verständigungsfrieden, im Grunde schon deswegen nicht, weil ihr es nicht wolltet. Auch bei uns begleiteten Wünsche und Besorgnisse unsere Einsicht, daß die Niederzwingung der ganzen Welt durch uns unerreichbar sei. Wir wären auf den Bahnen der Weltherrschaft entartet, sie wäre kein Glück für uns ge-

wesen. Wir entarten vielleicht auch jetzt unter dem Drucke der angelsächsischen Weltherrschaft, wie Griechenland entartete unter der Herrschaft Roms. Aber lieber möchte ich zu den letzten Griechen, als zu den letzten Römern gehört haben.

Eberhard.

Ich denke an die letzten Ritter, — das waren die Marineoffiziere, die vor der Kieler Revolution die Flotte zum ehrenvollen Untergange zu führen gedachten. In Plebejertum und Materialismus geht die abendländische Gesellschaft unter.

Reinhold.

Alle unsere Überzeugungen, so klar und scharf sie auch Verstand und Wille abzirkeln mögen, sollten letzten Endes in ehrfürchtiger Zurückhaltung vor dem Undurchdringlichen verfließen. Wie begrenzt war schon die Wirkung unserer Argumente gegeneinander, die wir doch einer des anderen Art lieben und zu verstehen glauben. Unbekehrt scheiden du und ich aus diesem Gespräche, — aber nicht ganz unbekehrt, weil schließlich doch die Lebensideale, die du und ich vertreten, als letzte Wurzeln unseres Gegensatzes sich enthüllten. Diese Ideale klaffen jetzt auseinander in unserem Volke, — und doch bedarf eines des anderen zu seiner Ergänzung.

Eberhard.

Ich weiß es zwar nicht, wie sie noch einmal wieder zusammenkommen sollen. Aber wenn Gott uns nicht ganz verlassen hat, so wird er es unserem Volke ja wohl noch

einmal und vielleicht auch öfter erlauben, den Block des Sisyphus bis zu der Stelle hinaufzuwälzen, wo er wieder herunterrollt. Denn das scheint ja unser historisches Schicksal seit Karl dem Großen, den Hohenstaufen und Bismarck zu sein.

Reinhold.

Und doch möchten wir beide in und mit keinem anderen Volke leben und sterben. Lebe wohl, lieber Freund!

Vom Verfasser dieses Werkes sind ferner erschienen:

Das Leben des Generalfeldmarschalls H. v. Boyen.

2 Bände 1895—1899. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Das Zeitalter der deutschen Erhebung 1795—1815.

2. Auflage 1913. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.

Von Stein zu Bismarck.

Historische Aufsätze. 2. Auflage. (Deutsche Bücherei, Bd. 93.) Berlin, Verlag Deutsche Bücherei.

Weltbürgertum und Nationalstaat.

Studien zur Genesis des deutschen Nationalstaates. 5. durchgesehene Auflage. München und Berlin, R. Oldenbourg. Geb. 18 M. (dazu 20% Teuerungszuschlag).

Radowitz und die deutsche Revolution.

1913. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Die deutsche Erhebung von 1914.

Vorträge und Aufsätze. 11.—15. Auflage, 1915. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Probleme des Weltkrieges.

1917. München, R. Oldenbourg. 1,80 M. (dazu 20% Teuerungszuschlag).

Preußen und Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert.

Historische und politische Aufsätze. VI u. 552 S. Oktav. 1918. München, Verlag R. Oldenbourg. Geh. 14 M., geb. 16 M. (dazu 20% Teuerungszuschlag).

Die Bedeutung der geschichtlichen Welt und des Geschichtsunterrichts für die Bildung der Einzelpersönlichkeit.

1918. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

2114 058

University of
Connecticut
Libraries

39153007711429